Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 25 Leipzig, den 16. Juni 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Frieden — Noch ein offnes Wort zur Frauenfrage — Die Universitäten und das öffentliche Leben — Johann Salomo Semler, ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert: 5 — Vom Vatikan — Einiges aus der Diaspora — Verschiedenes: Illustrirte Hausbibel; Die evangelische Volksschülerbibliothek; Die evangelische Christenheit und die Juden; Vierter allgemeiner Friedenskongreß; Zur Teufelsaustreibung in Bayern — Anzeigen

Frieden

Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Joh. 14, 27.

Den Frieden! Seliges, süßes Wort. Auch mein Herz sehnte sich nach Frieden, Frieden mit der Welt, Frieden mit sich selbst, und hat beides gefunden in dem Frieden mit Gott.

Wie schrecklich es ist, friedlos zu sein, wer hätte es nicht erfahren in den Stunden der Anfechtung! Der Friedlose ist wie das gehetzte Wild, das das Gekläff der Hunde immer näher hinter sich hört. Wer mag die Qualen aussagen des, der zerfallen ist mit seinem Geschick, wenn er von schwerem Leid heimgesucht wird und sein Leben so wenig mit Gütern geschmückt sieht; des, der gegen die Menschen murrt, die ihn verkennen und mißhandeln, die Liebe mit Haß erwidern und Begeisterung mit Kaltsinn; des, der seinen schlimmsten Feind erkennt in sich selbst, in diesem Dämon im eignen Innern, der ihn immer, immer wieder in den Abgrund der Sünde herunterzieht; des, der ob alledem murrt gegen Gott, der ihn gesetzt hat in diese Welt der Friedlosigkeit.

Selig darum, wem aus der Friedlosigkeit dieser Welt das Heimweh erwachsen ist nach Gottes Frieden; dreimal selig, wer den Weg gefunden hat in die selige Ruhe der Kinder Gottes.

Jesus zeigt diesen Weg. „Mein Friede" sagt er. Sein Friede ist es, nach dem er rang in Gethsemane mit starkem Geschrei und Thränen, den er fand, als er sich in Gottes Willen ergab. Der Wunsch: „Nimm diesen Kelch von mir," das war der Kampf. Und die Ergebung: „Dein Wille geschehe" war der Frieden.

Das ist Jesu Frieden, den er selber sich erwarb, den er als kostbarstes Erbe den Seinen hinterließ, den er fort und fort denen giebt, die seinen Fußstapfen nachfolgen.

Denn darum ist der Friedlose friedlos, weil er an sich selber denkt, an sein Geschick, seine Leiden, an seine Sünden und nicht an Gott. Aber wer es lernt, von sich hinwegzusehen, sich zu vergessen über Gott, über Gottes große Wege in der Welt, der wird stille. Da tritt das eigne Leben zurück; das liegt weit unter ihm; es ist klein und gering. Denn über ihm leuchtet Gottes Sonne. Größere giebt es als du — vergiß dich über dem Größern; das ist der Friede.

Frieden ist das, nicht schmerzvolle Ergebung, fröhlicher Frieden voller Lust und Seligkeit. Die Sonne Gottes leuchtet ins Herz. Gottes großer Wille ist gut und gnädig. Die Welt mag andern erscheinen als ein wüstes Chaos streitender Elemente; das Gotteskind schaut und ahnt in allem Streite die stillen Bahnen, die der ewige Gott darin geht, zu seinen seligen, herrlichen Zielen. Da wird das Herz warm und die Seele weit.

So erscheint ihm auch sein Leben im andern Lichte. Das Erste ist ihm jetzt nicht mehr, was er erfährt und erleidet, sondern was er thun soll. Herrlich ist es zu leben für Gott, für seine Gedanken zu arbeiten, „Gottes Mitarbeiter" zu sein. Dies Wundervolle erfüllt das Herz bald mit brausendem Jubel und bald mit heimlichem Frohlocken.

So überwindet er die Sünde in sich selbst; die Liebe zu Gott, das Verlangen, ihm zu dienen, ist die Kraft, die Selbstsucht zu besiegen; Adlersfittiche tragen über den dunklen Abgrund der Sünde hinweg. So lernt er Menschen verstehn und Kränkungen verzeihen, er lernt Feinde lieben, und erträgt sein Leiden mit Geduld.

Das ist der Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft.

Gkl

Noch ein offnes Wort zur Frauenfrage

1*)

Auf meine „Anfrage an die Herren Theologen Deutschlands" in Nr. 39 des vorigen Jahrganges der Christlichen Welt sind mir mancherlei Briefe und sonstige Kundgebungen von Frauen zugegangen, die von dem Interesse zeugen, das man in der Frauenwelt an den von mir aufgeworfnen Fragen nimmt, mir aber auch bestätigen, was ich schon längst tiefschmerzlich empfunden habe: daß nämlich durch die gebildete Frauenwelt unsrer Tage eine weite Kluft geht, die einen großen Teil der geistig bedeutendsten, nach Geistesfreiheit, nach voller Entwicklung und Bethätigung ihrer ganzen Persönlichkeit ringenden Frauen scheidet von den christlich gläubigen. Während jene glauben, ihr Ziel nicht anders ungehemmt erreichen zu können, als indem sie sich vom Christentum abwenden, das, wie sie meinen, den Frauen enge Schranken zieht, machen diese vor den vermeintlichen Schranken wirklich Halt, wagen es nicht, alle ihre Gaben und Kräfte voll zu entwickeln und zu bethätigen, sondern halten es für ihre Pflicht, im „Gehorsam des Glaubens" sich in ihrer Ausbildung und ihrem Wirken nur auf kleine Kreise zu beschränken, ihre Gaben und Kräfte ungenützt verkümmern zu lassen. Kein unheilvollerer Konflikt aber, als wenn reges geistiges Streben mit der Religion in Widerspruch gerät!

Meine „Anfrage" sollte nun mit dazu dienen und Veranlassung geben, diesen Konflikt in christlichem Sinne und Geiste zu lösen. Daß dieses sehr wohl möglich ist, unterliegt für mich gar keinem Zweifel; darum aber fühle ich mich auch gedrungen, die gegen mich polemisirenden Zuschriften und Fragen nach näherer Erklärung meiner Anschauungen zu beantworten. Und zwar antworte ich öffentlich, weil ich weiß, daß eine große Anzahl der „Gläubigen" in unserm Volke die Ansichten der einzelnen Frauen teilt, die sich gegen mich ausgesprochen haben.

Zunächst begründen einige meiner Gegnerinnen ihr Schreiben damit, daß in diesem Falle, wo es sich um die Sache der Frauen handle, auf eine Frage aus Frauenkreisen auch Frauen Antwort zu geben sich gedrungen fühlen, weil „kein Mann sich völlig auf den Standpunkt einer Frau zu stellen vermöge" u. s. w. Dem stimme ich zu, folgere aber auch weiter: eben darum

*) Ich verzichte ausdrücklich auf Bemerkungen zu dem Artikel, die sich mir aufdrängen, um seine Wirkung nicht zu beeinträchtigen. Dafür ist Sorge getragen, daß die Sache in diesen Spalten von andrer Seite weiter verhandelt wird. D H

müssen wir weibliche Psychologen, Philosophen, Theologen, Philologen, Aerzte (zumal Irrenärzte), Juristen und dergleichen haben, die den Frauen in ihren besondern Bedürfnissen gerecht werden können. Ich wäre längst schon sehr froh gewesen, hätte ich mir bei Theologinnen Rat holen und sie um Auskunft und Belehrung bitten können; am liebsten freilich hätte ich selbst Theologie studirt. Denn in dem, was mir das Wichtigste und Interessanteste ist, verlasse ich mich ungern auf andre; da will ich selbst prüfen und forschen, so unmittelbar wie nur irgend möglich. Und so ergeht es noch vielen wahrheitsdurstigen Seelen unsers Geschlechtes. Mit diesem Wahrheitsdurste aber und dessen Befriedigung verträgt sich jede edle sogenannte „weibliche“ Eigenschaft; vertrüge sie sich nicht damit, so wäre es wohl geraten, auf sie zu verzichten.

Zur Unterstützung ihrer eignen Ansichten weisen einige meiner Gegnerinnen auf Predigten bedeutender Kanzelredner hin, die die Frauenfrage behandeln; abschriftlich wurde mir der Teil einer Predigt über die Hochzeit zu Kana von dem berühmten englischen Prediger Robertson mitgesandt; ich lasse ihn hier folgen, nicht weil diese Predigt etwas Besondres bietet, sondern weil sie charakteristisch ist dadurch, daß sie sich völlig in den alten ausgetretnen Geleisen bewegt, die über derartige Themata so ziemlich alle unsre wie fremdländische bedeutenden Prediger gewandelt sind:

In der Erzählung von der Hochzeit zu Kana werden uns zwei Persönlichkeiten in hervorragender Weise vor Augen gestellt: die Jungfrau Maria und der Sohn Gottes. In beiden tritt eine sowohl der Art wie dem Grade nach verschiedne Herrlichkeit zu Tage. Verschieden dem Grade nach, denn die Jungfrau war nur ein Mensch — ihr Sohn aber war: „Gott geoffenbaret im Fleisch.“ Verschieden auch ihrer Art nach: bei Maria die besondre stille Herrlichkeit des Weibes — bei Jesu die nur ihm eigentümliche, einzigartige Herrlichkeit, die Herrlichkeit einer vollkommnen Menschheit. — Nehmen wir die Jungfrau Maria, wie sie sich bei diesem Anlaß zeigte, als Typus und Repräsentantin ihres Geschlechtes, so spiegelt ihr Benehmen die Herrlichkeit des Weibes ab; einmal in der selbstlosen Fürsorge für andre — weiter in dem zarten Gefühl für das Schickliche — in der Fähigkeit, auch die einfachen und geringen häuslichen Dinge wie den Wein beim Hochzeitsmahl durch die Heiligkeit der Liebe zu adeln — in dem demütigen Gehorsam, dem Weibe auferlegt beim Sündenfall: ein Fluch, welchen Christus in Macht und Segen verwandelte — und endlich, wie schon der Jungfrauenname andeutet, in der Reinheit des Herzens.

Erst das Christentum hat diese großen Wahrheiten offenbart. Die Evangelien, die Christi Leben berichten, stellen zum erstenmal in der Weltgeschichte die göttliche Herrlichkeit von Eigenschaften ins Licht, die bisher verachtet wurden. Bevor Christus erschien, wurde seitens der Heiden nur des Mannes gesetzgebende Weisheit, männliche Kraft, männliche Wahrhaftigkeit, männliche Gerechtigkeit, männlicher Mut als göttlich erachtet. Nun aber warf das Leben und das Kreuz Christi seinen himmlischen Glanz auf eine neue und bis dahin nicht gepriesene Art des Heldentums — auf ein Heldentum der Demut, der Standhaftigkeit, der Langmut, des Erduldens, kurz: die passive Kraft des Märtyrertums. Denn das Christentum verheißt nicht: Ehre sei dem Weisen — sondern: „Selig sind die Sanftmütigen“; nicht: Herrlichkeit dem Starken — sondern: „Selig sind, die reines Herzens sind“; nicht: der Herr ist der rechte Kriegsmann, Jehova ist sein Name“ — sondern: „Gott ist die Liebe.“ In Christo ist nicht der Verstand, sondern die Liebe das geweihte Element. In Christo ist nicht die Willensstärke, sondern die göttliche Demut verherrlicht. „Er ward gehorsam bis zum Tode u. s. w.“ Daher kam es, daß von dieser Zeit an das Weib eine neue Stellung einnahm in der Welt. Sie, für welche die Eigenschaften, die zum erstenmal in Christo für göttlich erklärt wurden, das charakteristische Merkmal sind, gelangte von da ab stetig und allmählich zu höherm Ansehn unter den Menschen.... Unter der Herrschaft des Protestantismus ist die Stellung und Bestimmung des Weibes mehr und mehr zur großen bedeutungsvollen Frage angewachsen. Ihre „Mission“ und worin diese bestehe, ist eine der Tagesfragen, die gegenwärtig von größtem Interesse sind.... Es ist ein Paradoxon und eine Ketzerei unsrer Tage, daß die Frau erst zu ihrer Herrlichkeit gelange, wenn sie das Recht in Anspruch nähme, ihre natürliche Sphäre zu verlassen... Und die wahre Berichtigung jener ungeheuerlichen Empörung gegen die Natur ist die Verteidigung der Herrlichkeit der Jungfrau Maria, sowohl einerseits gegen Rom, das ihr beinahe die Herrlichkeit Gottes zuerkennt; als andrerseits gegen die Ansicht, welche die besondre Herrlichkeit beider Geschlechter zusammenwirft.... Marias Herrlichkeit lag weder in unbefleckter Empfängnis noch in einem fleckenlosen Leben noch in der Erhebung zu göttlichen Ehren. Sie besaß dieser Dinge keines. Ebenso wenig beruhte ihre Herrlichkeit auf Macht oder der Forderung von sozialen oder häuslichen Rechten. Ihre Herrlichkeit war die der schlichten Weiblichkeit und der Treue gegen die ihr von dem Schöpfer zugewiesene Natur, die Herrlichkeit einer Mutter, die Herrlichkeit eines sanften und stillen Geistes, der köstlich ist vor Gott. Sie war nicht Königin des Himmels, aber sie war etwas weit Edleres: eine Kreatur nämlich, die mit dem zufrieden war, wozu ihr Schöpfer sie bestimmt hatte. In Selbstlosigkeit, Demut und Reinheit freute sie sich in Gott ihrem Heilande....

Ganz willkürlich nutzen die Prediger so zu ihren Zwecken die biblischen Erzählungen aus, stellen aus einzelnen Charakterzügen Christi, die sie ebenso willkürlich wie unberechtigt als „weibliche“ bezeichnen, ein Idealbild „echter Weiblichkeit“ auf, wie es ihrem Geschmacke gerade entspricht.

Mit einer derartigen Schriftausbeutung ist alles zu machen. Was hindert denn einen Prediger andrer Richtung z. B. etwa so zu sprechen: „Wäre Maria nicht so völlig aufgegangen in den kleinlichen Sorgen der Haushaltungsgeschäfte, so würde sie ihren großen Sohn besser verstanden und es unterlassen haben, sich in seinen Beruf zur Unzeit einzumischen, und so würde ihr hier sowohl wie andernortes die Zurückweisung und Abfertigung erspart geblieben sein, die sie thatsächlich erfahren hat. — Ueberhaupt sehen wir auch aus den Erzählungen von Bethanien, daß der Herr stets bemüht gewesen ist, die Frauen geistig zu heben und zu bilden und sie den kleinlichen häuslichen Geschäften zu entziehen“ u. s. w. Wären nicht diese Ausführungen mindestens ebenso berechtigt wie die von Robertson? Mit dieser Sorte von religiöser Schönrednerei und Spielerei mit Schriftworten wird unsäglich viel Verwirrung angerichtet und werden die Vorurteile zum großen Teil hervorgerufen und genährt, die den berechtigtsten Forderungen der Frauenbewegung hemmend entgegentreten.

Das, was man vor allen Dingen von einer Predigt zu fordern berechtigt ist: wahrheitsgemäße Schriftauslegung, bieten solche Reden nicht. In der ausgedehnten Predigtlitteratur, die die Frauenfrage behandelt oder streift, merkt man noch am ersten bei Schleiermacher das Bemühen, dem Schriftwort wirklich gerecht zu werden, der aber wegen der Konsequenz seiner Logik in scharfen Konflikt gerät mit den Ausführungen des Apostels Paulus Eph. 5, 22—33. (Siehe Schleiermachers Ehestandspredigten.) Die andern Herren geben, wenn sie dieses Thema behandeln, der Vernunft und Logik oft fast gänzlich Urlaub und lassen ihrer Phantasie in geradezu unverantwortlicher Weise die Zügel schießen. Z. B. sagt Schwarz (Predigten aus der Gegenwart, siebente Sammlung, S. 182) von dem Herrn Christus:

O! er hat selbst sich nicht gebunden durch das Band irdischer Liebe.... Ja, er ist einsam durch diese Welt gegangen, er hatte nicht, wohin er das müde Haupt legte, und er hat in diesem Sinne entsagend und wehmütig und doch getröstet einst zu seinen Jüngern das Wort gesprochen: Ihr seid meine Mutter, ihr seid meine Brüder.

Das heißt denn doch den Sinn der Worte Christi völlig entstellen!

Auch bei Robertson läßt sich willkürliche Phantasterei Schritt für Schritt nachweisen; seine Antithesen von den Tugenden, die im Christentum verherrlicht worden, sind äußerst befremdend. Z. B.: „In Christo ist nicht der Verstand, sondern die Liebe das geweihte Element.“ „In Christo ist nicht die Willensstärke, sondern die göttliche Demut verherrlicht.“ Sind denn „Verstand und Liebe, Willensstärke und Demut“ unvereinbare Gegensätze, und ist nicht in Christo alles echt Menschliche geweiht? Auf die anfängliche Gegenüberstellung von echter Weiblichkeit und vollkommner Menschheit kommt er am Schluß gar nicht wieder zurück, und er stellt einfach die Mutter Maria den Frauen als Idealbild auf. Wir gehören aber nicht der Madonna an, sondern dem Herrn Christus, und es ist die Forderung des Christentums, ihm folgend, nach vollkommner Menschlichkeit zu streben und nicht nach spezifischer Weiblichkeit, denn jene ist höher als diese. Jede wirkliche Beanlagung zu „echter Weiblichkeit sowohl als zu echter Männlichkeit“ wird dabei schon von selbst zu ihrem Rechte kommen, denn „eine Gabe Gottes läßt sich nicht verstecken!“

Man fragt mich im Anschluß hieran: Was verstehst du eigentlich unter öffentlicher Arbeit im Reiche Gottes?

Nun jedenfalls die, welche über den Familienkreis hinausgeht. „Ist es dir denn nicht genug, daß den Frauen freigegeben ist: das Lehren der Jugend in Schule und Sonntagsschule, das leibliche und geistliche Pflegen der Leidenden in der Diakonie, das Tragen des Evangeliums unter die Armen im Dienste der innern Mission, die Arbeit unter den Heiden u. s. w.?“

Dagegen frage ich: Ja mit welchem Rechte thun dies alles die Frauen? Denn bestehen die Vorschriften der Apostel wirklich noch heute zu Recht, dann wäre es höchste Zeit für uns umzukehren und in Sack und Asche Buße zu thun ob dieser weiten öffentlichen Thätigkeit; bestehen sie aber in allen den genannten Punkten nicht zu Recht, wie kommt dann die Christenheit dazu, in einzelnen Beziehungen so schroffe Schranken zu ziehen? Kann die christliche Gemeinde zur Klarheit und Sicherheit kommen in ihren Anschauungen über die dem Weibe gebührende Arbeit, wenn in Theorie und Praxis ein so klaffender Widerspruch bestehen bleibt? Ist es da nicht höchst nötig und wünschenswert für uns, daß endlich von der Theologie echt evangelische Prinzipien herausgearbeitet werden bezüglich der Frauenfrage, die dann von selbst auch ihre homiletische Behandlung derselben beeinflussen würden und so die Willkür wenigstens einschränkten, in der von den heutigen Predigern ihr eignes weibliches Idealbild mit beliebig aussortirten Schriftworten aufgeputzt, auf die Kanzel gebracht und als maßgebend hingestellt wird? Es ist oft geradezu empörend und für jedes nur irgendwie feinfühlende Weib aufs tiefste verletzend, was man, in unsrer Zeit gerade besonders häufig, von den Kanzeln herab den Frauen zu bieten wagt, und meist sind die jüngsten, unerfahrensten Prediger darin am mutigsten.

Behauptet wird ferner: „Die Natur des Mannes ist der des Weibes diametral entgegengesetzt," und „Die ewig göttlichen Naturgesetze zeigen von Anfang an, daß die Frauen völlig andre Gaben, völlig andre Anlagen und daraus folgend völlig andre Aufgaben haben als die Männer." Das wäre erst zu beweisen; andre bedeutende Leute behaupten das Gegenteil. So fundamental kann der Unterschied in geistiger Beziehung wohl kaum sein; denn wenn, wie Christus sagt, der Unterschied der Geschlechter in jenem Leben aufgehoben sein wird, unser seelisch-geistiges Wesen aber doch unsre ewige Persönlichkeit ausmacht, so muß wohl der hauptsächlichste Unterschied in unserm vergänglichen Teile liegen. Aber nun auch zugegeben, daß die geistig-seelische Beanlagung eine grundverschiedne wäre, daraus würde noch längst nicht folgen, daß ausschließlich den Männern die geistige Lebensarbeit zufiele und den Frauen die praktische; man thut ja so, als ob Verstandesschärfe und Gemütstiefe sich gegenseitig ausschlössen, und doch haben wir in der Männerwelt die großartigsten Beispiele dafür, daß beides in einer Persönlichkeit sehr wohl vereinigt sein kann und diese Persönlichkeit sich auch nach beiden Seiten hin großartig bethätigen kann, wie es z. B. bei Luther der Fall war, um gleich eine der größten zu nennen. Dergleichen doppelt reichbegabte und wirkende Persönlichkeiten würden auch im weiblichen Geschlechte weit häufiger zu Tage treten, wenn es den Frauen ebenso möglich wäre, ihre Verstandesgaben auszubilden und zu verwerten, wie das den Männern bezüglich ihrer Gemütsanlagen freisteht. Oder sollte man eigentlich auch die Männer auf ihr Verstandesgebiet beschränken und sie von der Gemütsentwicklung und Bethätigung ausschließen? Nach den obenerwähnten Ansichten von der völlig verschiednen Beanlagung der Geschlechter und deren daraus folgenden völlig andern Aufgaben müßte man doch diese logischen Folgerungen ziehen. — Doch wie wäre dies wohl auch nur möglich? Bedeutende Pädagogen, wie August Hermann Franke, Amos Comenius u. a., sprechen wiederholt die Ansicht aus: „Die wahre Gemütspflege geht auf den Verstand und den Willen." Folglich sind auch bezüglich der Gemütspflege die Männer die bevorzugten, und das Gemüt der Frauen verkümmert, wird verbildet oder bleibt unentwickelt mit ihrem Verstande.

Meine Ansicht nun von den Gesetzen, nach denen sich durch die Jahrtausende hindurch die Arbeitsteilung der Geschlechter vollzogen hat, ist eine ganz andre, als die obengenannte von den „ewig göttlichen Naturgesetzen," und es sprechen wohl die Thatsachen der Geschichte für mich, wenn ich behaupte, daß die herrschende Männerklasse stets alle die Arbeiten, die mühselig, unscheinbar, wenig einträglich und ruhmlos waren, auf die Schultern der Sklaven und Frauen abgewälzt hat. Und das ist heute noch genau ebenso. Denn woher käme sonst die wunderbare Erscheinung, daß zwar alle niedern, sogenannten männlichen Berufsarten den Frauen freigegeben sind, während die höhern ihnen hartnäckig verschlossen gehalten werden, obgleich doch wohl kein Mensch im Ernste behaupten kann, daß die „edle zarte Weiblichkeit" weniger in Gefahr gerate in Fabriken, auf Maurergerüsten u. s. w., als in Hörsälen und auf dem Katheder?

In den verschiedensten Ethiken kann man den Preis der Künste und Wissenschaften lesen wegen ihres veredelnden Einflusses auf die Charakterbildung. Z. B. Martensen sagt u. a.:

Nächst der Religion und dem sittlich Guten giebt es nichts, was in solchem Grade wie Kunst und Wissenschaft imstande ist, das Allgemein-Menschliche in uns auszubilden, der universalen oder allseitigen Humanität uns teilhaft zu machen. Nichts, was dergestalt von unsern Schranken uns befreit, Schranken geistiger Art, mit denen wir oft durchs Leben gehen, wie mit Binden vor den Augen, wie eingeengt durch geistige Schlagbäume, welche die freie Umschau und die freie Bewegung nach allen Seiten hin uns unmöglich machen. . . . Indem Kunst und Wissenschaft bildend wirken, gewähren sie zugleich eine Freude höhrer Art, die verbunden ist mit einer Erhebung über die sichtbare Wirklichkeit.

Leider vergessen dann diese Herren gewöhnlich, aus dem, was sie so allgemein behaupten, nun auch die praktischen Konsequenzen zu ziehen. Oder wenn alles das auf die Frauen keine Anwendung finden sollte, dann müßten sie doch noch eine besondre Ethik für die Frauen schreiben, in der sie nachwiesen, daß auf den Frauengeist und -Charakter eine gründliche Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft höchst nachteilig wirke, daß für sie Halbheit und Oberflächlichkeit in diesen gepriesenen Dingen die wahre segensreiche Lebensluft wäre.

Es mag ja durchaus nicht bei allen bewußte egoistische Heuchelei sein, die sie in solche Widersprüche hineintreibt; viele phantasiren sich weibliche Ideale vor, die es nicht giebt und für die auch in diesem oft so sehr ernsten und schweren Leben gar kein Platz wäre. Die meisten Menschen sprechen gedanken- und urteilslos nach, was gerade die öffentliche Tagesmeinung zum besten giebt. Wenn ich jetzt Phrasen höre oder lese: von dem erziehlichen Einfluß der Frauen, von ihrer größern Sittlichkeit, ihrer schwachen Körperkonstitution, so reizt es mich, Antithesen zu formuliren nach berühmtem Muster, wie etwa folgende: „Die Frau ist die Erzieherin des Menschengeschlechtes," folglich muß sie unwissend bleiben. — „In der Frau hat sich das Wesen Christi am reinsten offenbart," folglich muß sie dem Manne gehorsam sein in allen Dingen, wie Christo die Gemeinde! — „Die Frau steht dem Manne an physischer Kraft bedeutend nach," folglich muß ihr der Kampf ums Dasein möglichst erschwert werden. — „Der indirekte Einfluß der Frau auf die gesamte Kulturarbeit ist ein großer und weitgehender," folglich darf ihre Kenntnis dieser Kulturarbeit nur eine ungründliche und oberflächliche sein. — Derartiges ließe sich in Massen zusammenstellen. Daß aber ein Einfluß irgendwelcher Art niemals segensreich sein kann ohne wirkliche Kenntnis dessen, worauf er sich richtet, sollte doch für jeden, der irgend denken kann, auf der Hand liegen; denn „auch der heiligste Eifer wird vergeblich arbeiten, wenn er in der Wahl der Mittel meist fehlgreift." Man verläßt sich so gern auf den sogenannten Instinkt des Weibes, der das Richtige von selbst „fast unbewußt" trifft. Das ist wieder eine der so beliebten Phantasien, die der Wirklichkeit ermangeln; wäre dem so, woher dann der unendlich große Mangel in der niedern Bevölkerung an so taktvollen, das „Richtige von selbst treffenden" weiblichen Wesen? Es wird wohl seine Richtigkeit haben mit den Erfahrungen, auch bezüglich der Frauen, die Richard Rothe so ausspricht:

Der wissenschaftlich Ungebildete besitzt wenige und deshalb nur unklare (konfuse) Begriffe; der wissenschaftlich Gebildete viele und deshalb klare und deutliche. . . . Kurzbemeßne Gesichtspunkte, Enge des Horizontes wirken demoralisirend. . . . Eine der gewöhnlichsten Ursachen sittlich schlechter Gemütsart (Gesinnung) ist die Dummheit.

Bezüglich des ehelichen Verhältnisses wird mir entgegengehalten: „Es kehrt Elend und Unfriede in die Familien ein, in denen sich die Frau dem Manne nicht unterordnen will," und „es giebt keine glücklichen Familien, in denen der Mann nicht der Herr des Hauses ist." Wirklich? Nun, meine Erfahrung wenigstens hat mir etwas ganz andres gezeigt, dies nämlich, daß wahres ideales Eheglück nur da zu finden ist, wo „einer den andern höher achtet als sich selbst," und daß auch nur da der Gehorsam der Kinder ebenso der Mutter wie dem Vater gegenüber gedeiht. Die Kinder sind darin sehr fein-

ühlig und richten ihr Verhalten darnach ein, ob die Mutter m Hause ebenso viel gilt wie der Vater, oder ob diese gelegentich so gut wie sie selbst zu gehorchen habe.

2

Doch lassen wir einstweilen die Polemik beiseite und betrachten mit einander in Kürze zunächst die Erziehung beider Geschlechter, dann ihr Verhältnis zu einander und im öffentlichen Leben, um zu erkennen, wie nachteilig dies alles auf die Charakterentwicklung der Frau wirken muß, und wie daraus sittliche Verschlechterung des ganzen Volkslebens folgt, um schließlich den nur in andeutenden Strichen gezeichneten Weg zur Abhilfe ins Auge zu fassen.

Bei der Erziehung der Knaben und Mädchen gebildeter Stände fällt ein sehr merklicher Unterschied von Anfang an auf: bei den erstern scheint alles darauf anzukommen, daß sie einen Beruf ins Auge fassen und unausgesetzt im Auge behalten, auf den sie sich mit allem Fleiß und strenger Pflichterfüllung vorbereiten müssen, wozu ihnen alle mögliche Hilfe und Unterstützung zu teil wird; während bei den letztern der größte Wert auf ein gefälliges Aeußere in Aussehen und Benehmen, dilettantische Künste, Handfertigkeiten und höchstens noch auf wirtschaftliche Ausbildung gelegt wird. Mag es sich nun auch von vornherein zeigen, daß ein Knabe sehr unbegabt ist, sodaß das Lernen ihm zur Qual wird, dagegen ein Mädchen hervorragende geistige Beanlagung besitzt und ihr das Lernen Freude und Bedürfnis ist, sodaß sie zu einem wissenschaftlichen Studiengang reichlich ausgerüstet erscheint, thut nichts! beide Arten von Kindern werden unnachsichtig den herrschenden Anschauungen von der Bestimmung der Geschlechter geopfert. Mag als „Herzenszug des Schicksals Stimme" noch so laut sprechen, sie wird grundsätzlich übertäubt. — Dem Knaben wird es ja nun freilich nicht allzu schwer, bald unwiderleglich darzuthun, daß das Vorurteil der Eltern und Erzieher von der höhern männlichen Geistesbegabung wenigstens in seinem Falle eben ein Vorurteil ist, er kommt einfach nicht vorwärts in den Wissenschaften. Dafür öffnen sich ihm nun hundert praktische Berufsarten, für die er seine Anlagen erproben und verwerten kann. Anders gestaltet sich die Sache mit dem begabten Mädchen. Keine Hand rührt sich, ihre Fesseln zu lösen; von all der herrlichen Geistesnahrung, deren Vorhandensein sie wohl ahnt, und nach der sie so heiß verlangt, bekommt sie immer nur zu kosten. Dadurch wird zwar immerfort der Appetit gereizt, auch wohl durch das Vielerlei auf einmal untereinander der Magen verdorben, aber satt essen darf sie sich nie in dem, was ihr besonders zusagt. Denn das wäre ja „unweiblich"! Wer die Qual dieses Zustandes selbst erfahren hat, dem ist es gewiß nicht zu verdenken, wenn er die sogenannten „ewig göttlichen Naturgesetze" endlich einmal gründlich auf ihre „ewige Göttlichkeit" hin prüft.

Um die Qual dieses Zustandes für das Mädchen nun noch unerträglicher zu machen, kommt nach und nach die Erkenntnis hinzu, daß die menschliche Gesellschaft die Ehe für den einzigen eigentlichen Beruf des Weibes hält — jeder andre ist nur Notbehelf und hat etwas fast Ehrenrühriges, wenigstens Mitleiderregendes an sich, zumal da die Stellungen, die sie einnehmen kann, nur sehr untergeordnete sind. Durch diese allgemein verbreitete Anschauung aber steht die Frau von vornherein zum Manne in einem Abhängigkeitsverhältnis, das für jedes zartfühlende Weib unsäglich peinvoll ist. In ihrem Verkehr mit der Männerwelt ist sie auch dadurch unendlich vielen Mißdeutungen und Verleumdungen ausgesetzt, gegen die sie absolut wehrlos ist, und die ihr jede freie Bewegung fast unmöglich machen. Auf das mindergroße Zartgefühl der meisten Frauen wirkt jedoch dieses Verhältnis geradezu ertötend. Wie erniedrigend ist es, und wie muß es demoralisirend wirken, daß das Mädchen mit beinahe allen berechtigten Lebensansprüchen an die Heirat gewiesen und fast gezwungen ist, um der Existenz willen zu „sorgen, was dem Manne gefalle," damit sie gewählt werde. Und da nun der Masse der Männer äußere Schönheit und Geld hauptsächlich gefällt, wie natürlich und doch wie widerwärtig, daß die Masse der Mädchen darnach strebt, wenigstens den Schein zu erwecken, im Besitze von beiden zu sein. Es

hat dadurch, daß man den Frauen der gebildeten Stände hartnäckig jede Möglichkeit verschließt, selbständig eine gesicherte, nutzbringende, geachtete Lebensstellung zu erringen, die der Sphäre ihres gesellschaftlichen Ranges entspricht, ein Jagen nach der Ehe, also nach einem Manne platzgegriffen (denn nur dieser kann ihr eine passende gesellschaftliche Stellung verschaffen), die allem Reden von weiblicher Würde und weiblichem Zartgefühl Hohn spricht.

Beneidenswert erscheint mir auch keineswegs die Rolle, die die Männer dabei spielen; nicht was sie sind, wird an ihnen gesucht und geschätzt, sondern was für äußere Vorteile sie zu bieten vermögen. Miniaturbilder aus diesem großen Jagen liefern uns die Ballsäle, „weibliche Kunstausstellungen" — „Kesseltreiben" — „Lämmersprung," oder wie die spottenden Bezeichnungen alle heißen; in meinen Augen wahre Vernichtungsstätten alles dessen, was die „edle Weiblichkeit" ausmacht. Wahrlich, wer das ruhig mit ansehen kann, zumal alle Eltern, die ihre Töchter in einen solchen Ballsaal einführen, haben kein Recht, sich für Bewahrung „echter Weiblichkeit" gelegentlich gegen wissenschaftliches Studium der Frauen aufzuregen; wo aber sind die Federn, die sich gegen dieses Treiben in Bewegung setzen?

Ist es denn bei solcher Erziehung und dem Bestehen solcher Verhältnisse ein Wunder, daß die Frauen gefallsüchtig, putzsüchtig, eitel, kleinlich, oberflächlich, neidisch, gehässig, klatschsüchtig werden? Nein, ein Wunder ists, daß sie dies alles nicht noch viel mehr sind. Und so erzieht sich nun die menschliche Gesellschaft ihre Erzieherinnen der Menschheit!

Um hier nun wirklich gründliche Abhilfe zu schaffen, erscheint mir die Einrichtung als der einzige Weg, daß alle Eltern, vornehme und geringe, reiche wie arme, von vornherein, ebenso wie für ihre Söhne, für ihre Töchter einen Beruf ins Auge fassen und fassen können, für den sie diese erziehen; es muß nachgerade ebenso für die Frauen wie für die Männer eine Schande werden, ohne Beruf durchs Leben zu gehen. Denn es gilt ebenso gut vom Weibe als vom Manne:

> Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß, wer keinen Beruf über sich nimmt, nicht nur nichts Gemeinnütziges leistet, sondern auch an seinem sittlichen Charakter Schaden leidet. (A. Ritschl, Die christliche Vollkommenheit.)

Vieles und teilweise Richtiges ist schon geschrieben worden über den absoluten und geschäftigen Müßiggang der Frauen höherer Stände, über ihr Aufgehen in Nichtigkeiten und Oberflächlichkeiten und daraus folgende moralische Versumpfung. Der gute Rat dagegen lautet fast refrainartig: „Schafft euch einen Lebensberuf, indem ihr euch um die Not eurer armen Mitmenschen kümmert." Nun lehrt aber die Erfahrung, daß bei der Allgemeinheit und Größe der menschlichen Trägheit nur der Beruf wirklich charakterbildend und veredelnd auf den Menschen wirkt, der nicht heute einmal nach Belieben aufgenommen und morgen ebenso abgestreift werden kann, ohne daß darüber jemandem Rechenschaft zu geben ist, sondern der, einmal ergriffen, unter allen Umständen seine Anforderungen an die Persönlichkeit stellt und sich durchaus nicht ohne weiteres je nach Lust, Befinden und Laune beiseite schieben läßt.

Das Ergreifen eines solchen Berufes muß jeder gebildeten Frau ebenso ermöglicht werden wie der ungebildeten; dieser muß ihr aber auch das bieten, was er dem Manne giebt: die gesicherte Existenz, Altersversorgung, Ansehen und Einfluß; gewährt er dies, dann, aber auch nur dann werden die Eltern allgemein ihre Töchter von vornherein für einen selbständigen Beruf erziehen. Und der Idealismus wird dabei so wenig zu kurz kommen, wie bei den Männern in deren Berufsarbeiten.

Keineswegs jedoch verkenne ich die Verschiedenheit in der Beanlagung beider Geschlechter. Ich stimme der Ansicht voll zu, daß sie von Gott bestimmt sind, sich gegenseitig zu ergänzen; aber dies nicht nur im Hause und im sonstigen geselligen Verkehr, sondern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens; denn diese würden wahrscheinlich die Frauen anders bearbeiten als die Männer. Darum aber, meine ich, kann die Menschheit die öffentliche Berufsthätigkeit der Frauen auch gar nicht entbehren, und das, was vielfach als eine „traurige Notwendigkeit" be-

zeichnet wird (für die Frauen das Ergreifenmüssen eines selbständigen Berufes), halte ich für den Anfang zu einem segensreichen Fortschritt, dessen man sich von Herzen freuen sollte. Mir scheint, Gott geht hier in seiner Weltregierung denselben Weg, den er in der Führung der einzelnen Menschen oft einschlagen hat: durch eine große äußere Not zur Erkenntnis der innern, eigentlich viel schwereren zu bringen und so die von ihm gewollte Weiterentwicklung herbeizuführen.

Man gebe nur ruhig die Sorge auf, als könne die weibliche Natur bei völliger Freigabe der Arbeitsgebiete Mißgriffe thun. Daß dies nicht geschieht, dafür wird die Natur schon selbst sorgen kraft der ihr innewohnenden „ewig göttlichen Naturgesetze," die man an ihrer vollen Entfaltung bisher gehindert hat. Denn ebenso, wie kein Mensch auf die Dauer trotz aller Schauspielerkünste sich „geistreich stellen" kann, ebensowenig werden die Frauen Fähigkeiten heucheln können, die sie nicht haben; sind ihnen aber solche verliehen, so lasse man diese sich auch voll entwickeln und bethätigen als das auch den Frauen anvertraute Pfund, womit zu wuchern ihnen ebenfalls befohlen ist.

„Geistig bedeutend beanlagte Frauen sind Ausnahmen, und für Ausnahmen können keine Gesetze gemacht werden," dies ist auch eine der beliebten, so oft gedankenlos ausgesprochnen Phrasen. Nun jedenfalls, meine ich, müssen die Gesetze wenigstens so beschaffen sein, daß sie den „Ausnahmen" nicht allerwärts die Wege verrammeln. Sind es denn nicht gerade die Ausnahmen auch in der Männerwelt, die hervorragend bestimmend und fördernd auf die Menschheit gewirkt haben? Was wäre die Welt ohne die Thaten dieser gottbegnadeten „Ausnahmen"? Kann es die menschliche Gesellschaft verantworten, die weiblichen unter ihnen ewig in Fesseln zu schlagen?

Nun erübrigt nur noch vom praktischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen, wie eine allgemeine Ausbildung der Frau zu öffentlicher Berufsthätigkeit sich verträgt mit ihrem Naturberuf als Hausfrau und Mutter. Mir scheint, daß nur unter besonders günstigen Verhältnissen und bei ungewöhnlicher Begabung es möglich sein wird, beiden Berufen gerecht zu werden; in der Regel würde es wohl so sein, daß bei der Verheiratung von der Frau ihr öffentlicher Beruf aufgegeben wird. Sie ist auch hier wieder wie häufig sonst noch im Nachteil gegen den Mann, der Familienglück neben seinem ihm lieb gewordnen Beruf haben kann. Man wirft mir nun hier vielleicht ein: Also wäre bei den meisten Frauen die Fachbildung ganz vergeblich, da doch hoffentlich auch in der Zukunft die meisten Menschen heiraten werden? Durchaus nicht vergeblich, meine ich, denn es dürfte dann viel häufiger vorkommen als jetzt, daß gemeinsame Interessen und gegenseitiges geistiges Verständnis die Anknüpfungspunkte für ein dauernd inniges Eheverhältnis würden und somit die Frau erst wirklich befähigt wäre, die Gehilfin des Mannes zu sein, dem sie unter den jetzigen Verhältnissen so häufig nur die Wirtschafterin ist. Oder sollte es für die Ehe wirklich so viel mehr von Segen sein, wenn die Bekanntschaft der jungen Leute, die sich heiraten, im Ballsaal oder bei sonstigen geselligen Vergnügungen beginnt als im Hörsaal, bei gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit? Ich kann wenigstens nicht umhin, zu glauben, daß viele Ehen in den höhern Ständen erst dann dauernd glückliche Ehen würden, deren Glück jetzt häufig an Langerweile erstickt. Und ferner ist gewiß die Frau, die ihre Zeit bis zur Verheiratung mit ernstlicher beruflicher Pflichterfüllung ausgefüllt hat, sei es nach irgend welcher Richtung hin, unendlich viel mehr wert und besser befähigt, Kinder zu erziehen, als jene, die ihre Zeit in unwürdigem „Warten" mit Nichtigkeiten und Vergnügungen vertändelte. — Die wichtigste Errungenschaft aber für die Ehe und Familie scheint mir darin zu liegen, daß die Frauen dann nicht mehr so häufig, um der Existenz willen zu heiraten gezwungen, der Versuchung anheimfallen, Gefühle zu heucheln, die sie nicht haben, und so die schönen Versicherungen von Liebe und Treue zu den hohlsten Phrasen in ihrem Munde werden. Und endlich, wie ganz anders stünde eine junge Witwe mit ihren unversorgten Kindern da, wenn sie befähigt wäre, sich leicht wieder in einen Beruf einzuarbeiten, der ihr für sich und die Kinder die nötigen Existenzmittel verschaffte! Solch ein erschütterndes „Frauenschicksal," wie es Elise von Orzeszko ergreifend wahr schildert, wäre dann so leicht nicht möglich.

Was sonst noch alles Schönes gesagt wird von der Aufgabe der Frau und ihrer Befähigung „zu lieben, nachzufühlen, zu trösten, zu heilen" u. s. w., verträgt sich nicht nur sehr schön mit einer öffentlichen Berufsthätigkeit, sondern diese eröffnet ihr erst ein recht weites Feld und bietet Anregung, Gelegenheit und die nötigen Mittel dazu in weit größerer Ausdehnung als die jetzigen Verhältnisse. Ich wüßte auch wirklich nicht, wieso das wissenschaftliche Studium, zumal das der Theologie, den so oft zitirten „köstlichen, sanften und stillen Geist" hindern oder vertreiben sollte.

Daß ein so völliger Umschwung der Verhältnisse, wie er jetzt mit Recht von den Frauen angestrebt wird, kaum plötzlich geschehen dürfte, dies auch nicht einmal wünschenswert ist, wird kein Verständiger in Abrede stellen. Jede große Neubildung kann sich nur langsam entwickeln, soll sie gesund und lebensfähig sein. Aber das Ziel muß klar erkannt, fest ins Auge gefaßt und unausgesetzt darnach gestrebt werden.*) M—o

Die Universitäten und das öffentliche Leben

Ueber die Aufgabe des akademischen Unterrichts und seine zweckmäßigere Gestaltung. Von D. Martin Kähler. Erlangen und Leipzig, 1891. 129 S. 2,40 Mk.

Augenblicklich steht die Reform der Gymnasien und der ihnen gleichgeordneten Anstalten auf der Tagesordnung. Die langwierigen Erörterungen über die Notwendigkeit tiefgehender Aenderungen sind rascher in das Stadium praktischer Versuche übergetreten, als man früher für möglich gehalten. Und wenn sich nun auch gezeigt hat, daß im ersten Sturmlauf die Schulfrage auch auf diesem Gebiet sich nicht lösen läßt, das schnelle Tempo, womit sie jetzt behandelt wird, giebt manche Lehren. Daß die Reformbewegung von den Gymnasien auf die Universitäten hinübergreifen wird, ist in hohem Grade wahrscheinlich, wenn es sich auch freilich jeder Berechnung entzieht, ob ein unmittelbarer Anschluß der auf Reform der Hochschulen abzielenden Bewegung an die bereits im Fluß befindliche Gymnasialreform zu erwarten ist. Spielt die Ueberbürdung der Schüler unter den Klagen gegen das heutige Gymnasium eine große Rolle, so ist es umgekehrt die akademische Freiheit, die die Bedenken vieler gegen die Universitäten erregt. Längst haben diese das Privileg eingebüßt, als Ruhm der Nation, als Institute von anerkannter Vortrefflichkeit jeder Kritik entrückt zu sein. Diese ist ganz offenbar noch im Wachsen begriffen. Da nun aber mangelnde Sachkenntnis und unreifes Urteil wie überall so auch hier höchst verhängnisvoll wirken, so ist es eine hocherfreuliche Thatsache, wenn eben in den akademischen Kreisen die Möglichkeit von Universitätsreformen fester ins Auge gefaßt wird, damit die Klarheit über das, was ohne Schaden aufgegeben werden kann, und das, was im Interesse des Zweckes, dem die Universitäten dienen sollen, beibehalten werden muß, eine größere werde. Kählers Schrift leistet in dieser Beziehung außerordentlich wertvolle Dienste und darf auf das Interesse auch nichtakademischer Kreise um so sicherer rechnen, als der Verfasser durchaus den Ausstellungen, die von dieser Seite kommen, Rechnung trägt.

Ueber das Thema „Universität und öffentliches Leben" handelt die geistvolle Rektoratsrede aus dem Jahre 1887, die das Buch einleitet. Bei wie verschiedenen Punkten auch die

*) Noch möchte ich mir erlauben, den Damen, die da meinen, die Frauenbewegung sei „aus dem verflachten und veräußerlichten Zeitgeist geboren," zur Orientirung folgende Schriften aufs wärmste zu empfehlen: „Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Leipzig" von Luise Otto-Peters; M. Schäfer, Leipzig; 50 Pfge. — die Schriften von Helene Lange: „Unsre Bestrebungen"; zweite Auflage, Berlin, Oehmigke; 35 Pfge. „Ethische Bedeutung der Frauenfrage"; ebenda; 30 Pfge. „Frauenbildung"; ebenda; 1,60 Mark; „Not"; ebenda 30 Pfge. — „Was wird aus unsern Töchtern" von J. Kettler in Weimar — „Bericht des allgemeinen Lehrerinnenvereins in Friedrichroda"; Gera, Kommissionsverlag von Theodor Hofman; 50 Pfge. — „Ueber die soziale Pflichten der Familie" von Mathilde Weber in Tübingen; Berlin, Theodor Hofman; 1,20 Mark.

Anklagen gegen die Universitäten einsetzen, darin kommen sie, sagt Kähler, mit Recht meistens überein, daß sie nicht mehr der sachlichen Anforderung des Lebens gerecht werden, sei es in ihrem Bau, in ihrer Zusammensetzung und Verwaltung oder in ihren Leistungen für ihre Zöglinge. Und diese Frage nach dem Verhältnis von Universität und öffentlichem Leben ist um so bedeutsamer, als, ganz abgesehen davon, daß die Kritik bei ihr einsetzt, in ihrer Beantwortung die Bestimmung der Aufgabe der Universität überhaupt größtenteils beschlossen liegt. Kählers Lösung wird freilich in Kreisen der Universitätslehrer keineswegs auf eine weitgehende Zustimmung rechnen dürfen, denn man ist dort unsrer Ansicht nach weit davon entfernt, den Universitäten die dienende Stellung zum öffentlichen Leben in dem Maße einzuräumen, für die der Verfasser eintritt. Ein Mittelding zwischen einer Akademie der Wissenschaften und der räumlichen Vereinigung einer Reihe von Fachschulen nennt Kähler die Universitäten. Also haben sie auch nicht die Aufgaben einer Akademie! Das heißt, die Pflege der Wissenschaft und die Bildung für die Wissenschaft ist nicht der alleinige und eigentliche Zweck der Hochschulen, sie bestehen nicht, um Baumschulen für den Nachwuchs akademischer Forscher und Lehrer zu sein. Freilich ebensowenig sind sie ein Vielfaches von Fachschulen, vielmehr Stätten, an denen alle Schätze des Geistes zur freien Benutzung und Aneignung aufgestapelt liegen und zugleich immer aufs neue produzirt werden, an denen der Einzelne nicht die Dressur für einen bestimmten Beruf empfängt, sondern eine Gymnastik des Geistes, eine Bekanntschaft mit der universitas litterarum! Die Universität will wahre Bildung übermitteln. Gelehrsamkeit, Methodik und Technik decken sich mit dieser nicht. Weder soll sich die Universität das Ziel stecken, Gelehrte auszubilden, sondern die Gelehrsamkeit, die sie einleitet und zu deren Aneignung sie anleitet, ist ihr im letzten Grunde nur Mittel, den Geist ihrer Jünger zu bilden — noch soll die Universität andrerseits die technische fertige Ausbildung für einen praktischen Beruf als ihre Aufgabe sich zuweisen lassen. Ihr Ziel ist eine allgemeine Geistesbildung, die sich sowohl von dem Betrieb der Wissenschaft als Selbstzweck unterscheidet als von der eigentlichen praktischen Fachbildung. Das Ziel besagt mehr als bloße Gelehrsamkeit und weniger als technische Schulung: es ist nichts Geringeres als der Abschluß einer umfassenden Bildung des gesamten Menschen. Aus dieser Bestimmung der Aufgabe der Universitäten ergiebt sich als Aufgabe ihrer Dozenten: nicht nur Gelehrte zu sein, sondern auch Lehrer, Erzieher! Alle mit Universitätsverhältnissen Vertrauten werden darin einig sein, daß, dies zugegeben, der akademische Unterricht vielfach tiefgreifende Aenderungen erfahren müßte.

Kählers Ausführungen verdienen die weiteste Beachtung. Die Verwirklichung seiner u. E. durchaus richtigen Grundsätze wird aber, selbst wenn sie rasche Anerkennung finden sollten, durch große praktische Schwierigkeiten fürs erste gehemmt werden. Zunächst müssen die Zwischenanstalten und Zwischenstufen, welche die (abgesehen von der medizinischen) von der Universität nicht gewährte technische Fachbildung übermitteln sollen, weiter ausgebildet werden, als es zur Zeit für die Glieder der verschiednen Fakultäten schon jetzt auf verschiednem Wege geschieht, durch das Referendariat, durch pädagogische Seminare und Probejahre, durch kirchliche Seminare und Vikariate. Weiter würde die Befriedigung des Bedürfnisses nach gelehrtem Nachwuchs bei Aenderung des gesamten Universitätsbetriebes neue organisatorische Maßnahmen erfordern. Endlich würde für die Auswahl der Universitätslehrer der Maßstab pädagogischer Tüchtigkeit den der fachwissenschaftlichen Tüchtigkeit verdrängen und damit die weitere Ausbildung der rein gelehrten Zwecken dienenden Institute, etwa der Akademien der Wissenschaften, zur unabweisbaren Pflicht machen.

Wichtigen Spezialfragen gelten die folgenden Abhandlungen, zunächst dem akademischen Triennium und dem Freiwilligenjahr. Daß das Zusammentreffen des Freiwilligenjahres mit der Studienzeit heutzutage, wo die militärische Ausbildung den ganzen Menschen während des ganzen Jahres ganz in Anspruch nimmt, die Einbuße eines ganzen Jahres bedeutet, wird Kähler nicht bestritten werden können. Ebensowenig, daß die Einberufung zu einer Reservistenübung thatsächlich sich zu dem Verlust des betreffenden Sommersemesters gestaltet. Nimmt man nun noch hinzu, daß erfahrungsgemäß das erste Semester, weil es der Erholung von der Schule gewidmet ist, als eigentliches Studiensemester in Wegfall kommt, so reduzirt sich das staatlicherseits geforderte akademische Triennium nicht selten auf ein Jahr! Daß wir damit vor einer Karikatur stehen, ist klar. So hart es klingt, man wird sich den Schlußfolgerungen Kählers nicht verschließen können, daß die Ableistung der Militärpflicht während des Trienniums wird untersagt werden müssen. Anders ausgedrückt: es ist zu fordern, daß das Militärdienstjahr auf das Triennium nicht mehr angerechnet werden darf. Eine solche Bestimmung würde die meisten Kommilitonen dazu führen, zwischen Schule und Universität ihren militärischen Verpflichtungen nachzukommen und damit ihrem Bedürfnis nach geistiger und körperlicher Ausspannung, womit das Gymnasium meistens jetzt ihre Abiturienten an die Universitäten abgiebt, angemeßne Befriedigung gewähren. Jeder, der in der Lage ist, über die Einwirkungen der Dienstzeit auf den Studiengang Beobachtungen anzustellen, wird zugeben, daß Kähler hier thatsächlich auf eine wunde Stelle des heutigen Universitätslebens den Finger legt.

Die „akademische Lernfreiheit," d. h. — wie der Verfasser einmal schreibt — die Freiheit, nicht und infolgedessen nichts zu lernen, ist vielleicht die charakteristischste Eigentümlichkeit des deutschen Universitätslebens, gegenwärtig jedenfalls neben den Waffenspielen die am meisten angefochtene. Die Vorschläge des Verfassers, die Gefahren dieses Zustandes durch Einlegung von Zwischenprüfungen, durch Studienordnungen, durch Konvikte und seminaristische Uebungen herabzumindern, würden bei ihrer Ausführung mit Sicherheit manches Gute erwarten lassen. Das abfällige Urteil Kählers über die Länge der Universitätsferien wird mit Rücksicht darauf, daß es den Beobachtungen einer drei Dezennien umfassenden Lehrthätigkeit entspringt, auch die, die es nicht teilen, zu erneutem Nachdenken anregen. Uns will es scheinen, als sei von dem Verfasser der Umstand nicht voll gewürdigt worden, daß eine längere Unterbrechung rein rezeptiven Verhaltens für die Verarbeitung des dargebotenen Stoffes unerläßlich ist, daß ein längerer Aufenthalt im Elternhause unter erziehlichem Gesichtspunkt in hohem Grade wünschenswert ist, um die Atmosphäre eines gesunden Familienlebens gegen die dumpfe Kneipenluft einzutauschen. Nun ist gewiß gerade ein Pädagog wie Kähler weit davon entfernt, diese Faktoren zu unterschätzen, aber sie werden, so viel wir sehen, von ihm nicht als Motiv für die lange Dauer der Ferien veranschlagt. Die Studenten, die lange Ferien kurzweg verbummeln, läßt man am besten außer aller Berechnung bei ihrer Abgrenzung, da sich weder ihre Zahl ermitteln läßt, noch anzunehmen ist, daß der Aufenthalt in der Universitätsstadt mit ihren von der Arbeit abziehenden Einflüssen bei ihnen eine wesentliche Aenderung hervorrufen wird. Ist es ein zu großer Optimismus, bei dem Gros der Studenten die Erkenntnis anzunehmen, daß die Ferien nicht nur zur Erholung dasind? — Unsre Sympathien für die bisherige Dauer der Ferien wachsen noch, wenn wir die Ferienfrage vom Standpunkt der Dozenten aus betrachten. Daß die bisherige Ausdehnung der Ferien diesen nützlich und angenehm ist, erkennt Kähler selbstverständlich an, aber er bestreitet, daß sie unentbehrlich ist. Auf diese Unentbehrlichkeit kommt es in der That letztlich an. Der Verfasser will den Universitätslehrern die ihnen notwendige ruhige Arbeitszeit durch eine andre Anordnung der Vorlesungen verschaffen. Man kann, sagt er, eine Vorlesung so gut sechsstündig in fünf Wochen als zweistündig in fünfzehn Wochen lesen; dann wäre man zehn Wochen für die andre Arbeit frei. Dieser Vorschlag, der an früher an den englischen Universitäten herrschende Sitten sich anlehnt, hat etwas außerordentlich Bestechendes und verdient sorgfältigste Erwägung auch gerade mit Rücksicht auf die Kommilitonen, die bei dem jetzigen System den Stoff in oft zu kleinen Rationen empfangen. Nicht minder möchten wir es wünschen, daß das

Eintreten für die Einrichtung von Konvikten als Anregung weiterwirken möge. Die Hallischen haben anerkannt großen Segen gestiftet und tragen dem Freiheitsbedürfnis des Studenten in glücklichster Weise Rechnung. Bezüglich des Tübinger Stifts hat, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, die Gelehrtengeschichte das Urteil gefällt.

Die vierte Abhandlung über „Ziel und Abschluß der Universitätsstudien" führt den Gedanken aus, daß die Universität die Aufgabe hat, Bildung an der Wissenschaft zu vermitteln, daß das auf ihr gepflegte Studium also eine Mittelstufe ist zwischen der Vorbildung, wie höhere Schulen sie erzielen, und zwischen der eigentlichen Fachbildung. Wenn wir uns mit dem bloßen Hinweis auf diese These, weil sie bereits in der oben skizzirten Rektoratsrede berührt wurde, hier begnügen, dürfen wir doch nicht an der Schlußerörterung: „Die evangelische Kirche und die theologischen Fakultäten" vorübergehen, worin der Verfasser zu viel verhandelten Streitfragen Stellung nimmt, die um ihrer Konsequenzen willen mit Recht nicht nur das Interesse der Theologen zu erregen pflegen. Wir möchten wünschen, daß dieses Schlußkapitel recht viel gelesen und sorgsam erwogen würde, und zwar von denen, an die es sich in erster Linie wendet. Das Problem oder besser die Probleme, die unter jener Ueberschrift zusammengefaßt werden, haben in den letzten Jahren manche Federn in Bewegung gesetzt. Und es war keine Seltenheit, offen oder verhüllt als das eine große Universalheilmittel aller Schäden, die man mit Recht oder Unrecht aus dem Zustand der theologischen Fakultäten herleitete, die Mitwirkung der „Kirche," d. h. ihrer synodalen Vertretung, bei der Besetzung der theologischen Professuren angepriesen zu finden.

Der Verfasser, der bekanntlich den Kreisen sehr nahe steht, die eben diese Forderungen am eindringlichsten erhoben haben, hat uns den großen Dienst geleistet, die große Fülle von Schwierigkeiten aufzudecken, die ihrer Durchführung entgegenstehen, und vor allem den unsers Erachtens erfolgreichen Nachweis geführt, daß absolut sichere, dauernde, rechtliche Bürgschaften für die Pflege einer bestimmten Theologie schlechterdings nicht existiren. Es wäre ein großer Erfolg, wenn die Ausführungen des Verfassers den Irrtum entwurzelten, als verbürge ein Gehörtwerden der Spitzen kirchlicher Vertretungen bei der Anstellung der Universitätslehrer die kirchlich korrekte Haltung einer Fakultät. Als ob nicht deren dauernde Aufsicht die unabweisbare Konsequenz wäre! Also ist auch diese in das Programm aufzunehmen, werden manche schließen! Möchten sie es erst dann thun, nachdem sie über die Tragweite ihrer Forderung sich klar geworden.

Mit den Worten: „Ist denn die Angelegenheit so aussichtslos verwickelt, dann bleibt nur ein tiefer, aber heilsamer Schnitt. Man verzichte auf — die Staatsfakultäten; man errichte eben kirchliche Seminare" faßt Kähler den Weg ins Auge, den jene unter diesen Umständen für den einzig gangbaren zu erklären geneigt sein werden. Es ist gewiß nicht überflüssig, daß Kähler dem Irrtum entgegentritt, als sei auf diesem Wege eine ausreichende rechtliche Verbürgung der Orthodoxie zu gewinnen, gleich als wenn nicht in die Kollegien der Denominationen Englands und Nordamerikas die Neologie ebenso unaufhaltsam eindränge wie in die Staatsfakultäten. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Exekution der Lehrdisziplin bezüglich der Lehrer an kirchlichen Seminaren in ganz gleicher Weise die außerordentliche Schwierigkeit vor sich sehen würde, den Begriff des Fundamentalen zu bestimmen, dessen Leugnung allein zur Entfernung vom Lehramt berechtigen würde. Nicht minder wichtig erscheint uns die treffende Bemerkung, die übrigens für Staatsfakultäten in gleicher Geltung steht, daß der Eindruck heterodoxer Richtung der Universitätstheologie im Unterschied von der orthodoxen Haltung der Kanzeltheologie mit der Thatsache rechnen muß, daß vorhandne Abweichungen von der kirchlichen Lehre bei jener schon aus dem Grunde stärker hervortreten müssen, weil es die Art ihrer Berufsarbeit mit sich bringt, im Ausbau dogmatischer Aussagen auch den äußersten Folgerungen nicht aus dem Wege zu gehen. Wird demnach auch durch kirchliche Seminare nicht Lehrkorrektheit gewährleistet, so verlieren diese das wichtigste Argument, das zu ihren Gunsten erhoben werden kann.

Es ist eine hochbedeutsame Lehre, die die Geschichte der Kirche uns bietet, daß nach allen Schwankungen der Theologie das biblische Christentum immer wieder zu Worte kommt.

Im Vertrauen auf dieses Erfahrungsgesetz — schreibt Kähler — und zugleich in der Beugung darunter, sollte man vor allem nicht unruhig nach rasch wirkenden kirchenamtlichen Mitteln gegen Uebelstände suchen. Die geschichtliche Betrachtung erweckt wenig Zuversicht dazu, in den rechtlichen Formen und Thätigkeiten unsrer Kirchen die fördersamsten Hebel ihrer Wirkung zu erkennen. Der von ihnen ausgehende sachliche Einfluß ist viel tiefer und umfassender als der verfassungsmäßige; unter dieser Sachwirkung — und wir glauben doch, daß dieselbe eine Wirkung des heiligen Geistes sei — stehen auch die Fakultäten; ihre wahrhafte Bekenntnismäßigkeit läßt sich nicht erzwingen, sondern sie gehört unter die Frucht des Geistes; eben deshalb wird sie, so wenig wie die Bekenntnismäßigkeit der Kirche, je ohne Mängel und Schäden sein. Aber ihre Glieder sind eben zuerst Söhne und sodann Glieder der Kirchen, stehen mit ihnen in Wechselwirkung und bekommen es eben darum auch zu spüren, daß die Frucht ihres Wirkens von jener lebendigen Wechselwirkung bedingt sei. Es kann ja wohl einmal kommen, daß sie selbst eine bekenntnismäßige Zensur gegen eine Kirchenbehörde zu erheben haben, welche einen Pastor absetzen will, weil er die Gottheit Christi predigt, oder gegen eine Synode, welche daran ist, das Apostolikum abzuschaffen.

Nur einige Hauptgedanken haben wir großenteils in wörtlichem Anschluß an die Ausführungen unsers Buches herausgehoben. Daß der Verfasser von dem Grundsatz ausgeht, daß die Kirchen ein sachliches Recht haben, die Bekenntmäßigkeit der theologischen Fakultäten in den Grundlehren zu fordern, mag noch besonders konstatirt werden, obwohl dies bei der Bestimmung, die er der Universität als ganzer, wie wir sahen, gegeben hat, nahezu selbstverständlich ist. Es ist nur die spezielle Anwendung dieses Gedankens für die theologische Fakultät, wenn wir die Mahnung vernehmen, daß deren Lehrer sich nicht als Mitglieder einer Akademie der Wissenschaften, sondern als die Erzieher der künftigen Diener unsrer geschichtlichen evangelischen Kirchen betrachten und verhalten sollen. Ein Eingehen auf die Vorschläge hinsichtlich einer Neuordnung der Prüfungsordnung — wir denken vornehmlich an die Anregung, das Universitätsstudium mit einem Fakultätsexamen abzuschließen, das lediglich das Vorhandensein wissenschaftlich theologischer Bildung zu konstatiren habe und noch gar keine kirchliche Qualität verleihen solle — ist an dieser Stelle unangebracht. Jedem, der ein Herz hat für das Wohl und Wehe unsrer Kirche, empfehlen wir Kählers Buch angelegentlichst. C M

Johann Salomo Semler,

ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert

5

Am innigsten war Semlers Verkehr in Halle mit seinem pietätvoll verehrten Lehrer Baumgarten, dem er bis zu dessen Tode im Jahre 1757 als eifriger Mitarbeiter treu zur Seite stand, an dem er sich im Lehren und Lernen vertrauensvoll anlehnte, und von dem er wiederum bereitwillige und uneigennützige Unterstützung erfuhr. So schrieb Baumgarten damals seinen Leitfaden der Kirchengeschichte, nach dem Semler seine erste Vorlesung über diesen Gegenstand hielt. Auch andre Schriften seines Lehrers legte dieser in der ersten Zeit seinen Kollegien zu Grunde. Doch war er bei dieser formellen Abhängigkeit von Baumgarten um so mehr von dem gewissenhaften Streben erfüllt, alle Angaben und Behauptungen der von ihm benutzten Lehrbücher an den Quellen selbst zu prüfen und sie durch diese bestätigt zu sehen. So erwuchs ihm eine ungeheure Arbeitslast, die ihn zwang, regelmäßig bis um zwei oder drei Uhr nachts seinen Studien sich zu widmen. Dennoch mußte Semler nach einigen Semestern den Verdruß erleben, daß Baumgarten auf Veranlassung des zuständigen Ministers von dem Berliner Oberkonsistorium den Auftrag erhielt, ihm wegen Trägheit und mangelhafter Applikation Vorstellungen zu machen. Besonders wurde es ihm vorgeworfen, daß er in seinem zweiten Semester nicht so viel Zuhörer wie im ersten gehabt habe. Diese durch Semlers Neider veranlaßte Beschwerde hatte indessen nur zur Folge, daß er in einem entschloßnen Rechtfertigungsschreiben die gegen ihn erhobnen Anklagen mit günstigem Erfolge zurück-

wies und auf das Drängen seiner Frau dies übertriebne nächtliche Arbeiten einschränkte. Später hatte Semler allerdings auch noch manche andere Schwierigkeiten und Verdächtigungen, die seine theologische Stellung mit sich brachte, zu überwinden; es ist, wie er bemerkt, andern in Halle leichter gemacht worden als ihm. Aber nach einigen Jahren erfreute er sich doch schon eines solchen Ansehens, daß er gegen den Wunsch der übrigen Fakultätsmitglieder sich in Berlin direkt um die durch Baumgartens Tod erledigte Direktion des theologischen Seminars und die theologische Ephoratsstelle bei den Freitischen zu bewerben wagen konnte und beide Aufträge auch wirklich erhielt. Er konnte freilich ohne Scheu sich diesen Vorzug erbitten, da einmal das Interesse der ihm am Herzen liegenden theologischen Wissenschaft eine andre Besetzung jener Stellen bedenklich erscheinen ließ, und da er andrerseits die damit verbundnen Einkünfte zum großen Teil den Hinterlaßnen Baumgartens zu Gute kommen ließ, um ihnen auf diese Weise eine zwar in Aussicht gestellte, dann aber doch nicht gewährte Pension zuzuwenden. Ueberhaupt hat sich Semler der Familie seines Lehrers als ihr Vormund thatkräftig und uneigennützig angenommen.

Ueber die zweite Hälfte des Lebens Semlers bietet seine Biographie keine so zusammenhängenden Mitteilungen, wie über die erste. Die eingehenden Angaben besonders des zweiten Teiles über Semlers gelehrte Arbeiten und über den Fortschritt seiner Erkenntnisse wiederzugeben ist hier nicht der Ort. Es genügt zu bemerken, daß die freiere theologische Lehrart, die er als Lehrer und Schriftsteller vertrat, in dem aufgeklärten Zeitalter Friedrichs des Großen sehr viel Anklang fand, und daß Semler in dieser Zeit die Zierde der theologischen Fakultät in Halle war. Seine Beliebtheit fand im Jahre 1775 ihren Ausdruck in der von seinem Freund und Mitarbeiter Schütz veranstalteten Feier seines 25jährigen Professorenjubiläums. Zweimal hat ihn auch das Vertrauen seiner Kollegen zum Prorektor der Universität berufen. Ein drittes mal lehnte er selbst diese Ehre ab und widerstand den dringenden Zureden der angesehensten Professoren, das Amt noch einmal zu übernehmen. Als Haupt der Universität hatte er mehrfach Gelegenheit, Konflikte, in die die Studentenschaft mit andern Gesellschaftskreisen geraten war, geschickt und energisch beizulegen. Solche Fälle steigerten nur sein Ansehen und seine Beliebtheit bei der studirenden Jugend, der er auch sonst als Berater und Helfer zur Seite stand.

In seiner Familie pflegte Semler den Geist der Gottesfurcht und Tugend. Der Erziehung ihrer Kinder widmeten sich beide Eltern mit treuem, ernstem Pflichtgefühl. Sie schöpften, wie Semler sagt, aus der reinen Quelle der Religion und waren überzeugt, daß ihr eignes untadelhaftes Beispiel bessere Früchte trage, als die kostbaren neuen Erziehungsanstalten, aus denen viele Eltern ihre Kinder doch schlecht wieder zurückbekämen.

Bei seinem rastlosen Arbeiten legte Semler großes Gewicht darauf, sich auch körperlich zu diesen Leistungen frisch zu erhalten. Mit großer Naivität berichtet er sehr ernsthaft über Gewohnheiten, die er sich in dieser Absicht angeeignet hatte. So erzählt er von seinen Spaziergängen und von einem Spiel mit Kegelkugeln und Steinen, das er in dem Stadtgraben lange Zeit täglich nach Tisch von ein bis zwei Uhr vorzunehmen pflegte. Er meinte mit Recht, daß es gesünder sei, sich im Freien die nötige Bewegung zu machen, als in der Stube, wo Baumgarten täglich sein Quantum Holz zu sägen liebte, ohne doch dadurch vor Kränklichkeit bewahrt zu bleiben. Als Semler dann später bei seinem eignen Hause auch einen Garten hatte, begann er darin zu säen und zu pflanzen, zu pfropfen und zu okuliren, und es freute ihn, nach einigen Jahren die Früchte von seiner eignen Hände Arbeit zu essen. Im Jahre 1771 verlor Semler seine erste Frau, von deren Kindern auch schon einige nicht mehr lebten oder noch bei Lebzeiten ihres Vaters starben. Am 2. August 1772 vermählte er sich zum zweitenmale, mit der ältesten Tochter des Bürgermeisters Schwarz in Magdeburg, die ihm noch drei Mädchen schenkte. Auch in seinem Verwandten- und Freundeskreise gelegentlich Ehen zu stiften, hielt Semler für eine gemeinnützige oder, wie er sich charakteristisch ausdrückt, patriotische Aufgabe. Zwar hatten solche Unternehmungen nicht immer den gewünschten Erfolg. Dennoch ist Semler die bedenkliche Seite dieser Fürsorge für andre niemals zum Bewußtsein gekommen. Vielmehr hielt er sich um höherer Interessen willen dazu für verpflichtet.

So viel Sonderbares, sagt er, unser Jahrhundert auch hat, das zu seinem Charakter gehört, so gewiß gehört auch eine gewisse Unordnung hierher, welche den Ehestand so häufig außer seinem so wohlthätigen Zweck verschiebet, daß es immer sehr erheblich ist, die wahren Ursachen solches öffentlichen Uebelstandes durch würdige vortreffliche Beispiele in das rechte Licht zu stellen.

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens hat Semler selbst nicht mehr beschrieben. Es ist die Zeit, in der er den Verlust seines frühern Ansehens zu verschmerzen und zu tragen hatte. Radikalere Freigeister waren über den kritischen Standpunkt, den er selbst, seit er zur wissenschaftlichen Selbständigkeit gelangt war, mit Freimut vertreten hatte, weit hinaus gegangen. Er hielt es für seine Pflicht, ihnen entgegenzutreten. Aber die Gegner hatten die öffentliche Meinung für sich. Man konnte es nicht begreifen, wie der berühmte Kritiker zu einem Apologeten hatte werden mögen. Der religiöse Zug seiner ganzen Persönlichkeit war seinen aufgeklärten Zeitgenossen fremdartig und unverständlich. So sah man in seinem Auftreten gegen den Wolfenbüttler Fragmentisten, gegen Bahrdt und Basedow nur eine tadelnswerte Schwäche, und der Gönner Bahrdts, der Minister Freiherr von Zedlitz, entzog ihm die Direktion des von ihm bisher mit Erfolg geleiteten theologischen und pädagogischen Seminars mit der Begründung, daß wegen seiner letzten Unternehmung das Publikum ihm das Vertrauen entzogen habe. Gerechter urteilt über Semler die unbefangnere Geschichtsschreibung unsrer Zeit. Diese weiß sowohl seine kritischen Leistungen als auch seine scheinbare Verleugnung des kritischen Standpunktes aus seiner Individualität heraus zu verstehen und die beiden äußerlich entgegengesetzten Seiten seiner öffentlichen Thätigkeit als Aeußerungen derselben Wahrhaftigkeit zu würdigen, die Semler überhaupt auszeichnet. Dieser Charakterzug ist es jedenfalls, der seine ganze Erscheinung, wie schon seinen Freunden, so auch den billig denkenden Menschen eines spätern Zeitalters liebenswert und achtunggebietend machen muß, man mag sonst über seine Lebensleistung urteilen, wie man wolle.

Manches, was aus Semlers Leben erzählt worden ist, mutet uns natürlich fremd und sogar kleinlich an. Die ganze Atmosphäre, in der er sich bewegte, erscheint uns kleinstädtisch, ja spießbürgerlich. Dieser Eindruck kommt aber auf Rechnung seiner ganzen Zeit. Unter der Herrschaft eines absoluten, wenn auch für das Wohl der Bürger fürsorglich bedachten Regiments war es ungleich schwerer, als heutzutage, daß sich in dem mittlern Bürgerstande reichbegabte Individuen auch zu großartigen und imponirenden Gestalten ausbildeten. Bedenken wir, daß Semler in dem Staate Friedrichs des Großen gelebt und gewirkt hat, so muß es uns doch wunderbar erscheinen, daß sich in seiner ganzen Lebensbeschreibung kein Wort patriotischer Begeisterung findet. So wenig hatte man in seiner Lebenssphäre Blick und Interesse für die großen Ereignisse des Zeitalters und für die unvergänglichen Thaten des einzigen Königs. Dieser war in den Augen vieler seiner allergetreuesten Unterthanen doch nur der Serenissimus, zu dessen Majestät man allerunterthänigst unter Verzicht auf jedes eigne selbständige Urteil emporschaute, und zu dessen hochmögenden Beamten man mit der gleichen geziemenden Ehrerbietigkeit aufblickte. In dieser Stimmung allein finden auch die eigentümlichen Anschauungen Semlers über das Verhältnis von Staatsreligion und Privatreligion und seine hierdurch bedingte Zustimmung zu dem berüchtigten Wöllnerschen Religionsedikt ihre zureichende Erklärung. Andrerseits ist aber doch nur unter einer durch den Grundsatz der Gewissensfreiheit geleiteten Regierung die ungehinderte Vertretung einer freiern Theologie, wie sie Semler als seinen Lebensberuf ansah, möglich gewesen. Allein unter dieser ihm selbst unbewußten Gunst der Verhältnisse ist Semler in der Lage gewesen, die wissenschaftliche Thätigkeit auszuüben, zu der er wie wenige seiner Zeitgenossen mit Scharfsinn und Arbeitskraft ausgerüstet war, und in der seine eigentliche Bedeutung zu Tage tritt.

O R

Vom Vatikan

Das Himmelfahrtsfest des Jahres 1892 war für den Vatikan ein lehrreiches, und sollte ihm die Fähigkeit des Lernens nicht gänzlich abhanden gekommen sein, so hat er am genannten Tage auch wirklich etwas lernen müssen. Am 26. Mai, dem Fest der Himmelfahrt, in Italien Ascensione genannt, fand in allen Kirchen Roms zum Besten des Peterspfennigs (Obolo di S. Pietro) eine Kollekte statt, die von dem Vikar des Papstes, Kardinal Parocchi, allen Gläubigen dringend empfohlen und auch in den Kirchen ans Herz gelegt wurde. Rom, die „Stadt des Papstes," die Hauptstadt der ecclesia apostolica Romana, hat am genannten Tage eine Kollekte von vierhundert Lire zusammengebracht, macht für jede Kirche eine Lira oder 80 Pfennige! Das ist der Tribut der „getreuen Kinder" für den heiligen Vater. Als dieser noch Inhaber des Kirchenstaats war, fand in Rom am Tage der Himmelfahrt jedesmal ein großartiges Schauspiel statt. Am Morgen donnerten die Kanonen der Engelsburg, auf allen Bastionen wehten päpstliche Fahnen, und um 10 Uhr begab sich der Papst mit glänzendem Gefolge zur Basilika des Lateran, der „Mutter aller Kirchen des Erdkreises," wo er der Messe beiwohnte. Dann trug man ihn auf die Loggia dieser Kirche, von wo aus er auf die den weiten Platz füllende Menschenmenge niederschaute. Schweigen rings umher. Der Papst erhebt die Arme zum Segen, die Menschenmenge kniet, und im selben Moment dröhnen die Salven einer bei der Kirche S. Croce aufgestellten Batterie, zugleich läuten alle Glocken der „ewigen Stadt." So war es zuletzt im Jahre 1870. — Und 1892, also zweiundzwanzig Jahre später? Kein Schauspiel päpstlichen Glanzes; statt Kanonendonner und Glockengeläute das Klimpern einiger Silber- und Kupfermünzen, der Tribut kindlicher Anhänglichkeit und bewährter Treue!

Wie sehr Rom sich in den letzten zweiundzwanzig Jahren verändert hat, sieht man auch, wenn man das Schwinden von allerlei Brauch in Betracht zieht. In der Himmelfahrtsnacht pflegten früher fromme Frauen die Fenster mit Kerzen zu illuminiren, denn man meinte, der Heiland sei nachts gen Himmel gefahren, und man wollte durch die Kerzen ihm den Weg erhellen. Zugleich setzte man Wasser, Brot und Salz vor die Fenster, damit der auffahrende Heiland es segne, und dieser Segen ward als Belohnung für die erwähnten Kerzen angesehen. Einen barbarischen Brauch beobachteten die Knaben Roms am Abend vor dem Fest. Sie ergriffen große, schwarze Käfer, beklebten jeden mit einer kleinen Kerze und ließen die Tierlein so lange laufen, bis die Flamme sie verzehrte. Dabei hüpften diese Tierquäler und deklamirten einen Vers, den wir seines Schlusses wegen nicht vollständig übersetzen können. Der Anfang lautete:

Lauf, lauf, du Käfer,
Denn morgen ist Himmelfahrt,
Die Auffahrt des Herrn.
Marsch, marsch, Käfer,
Und wenn du nicht läufst, so u. s. w.

Rom hat sich in zweiundzwanzig Jahren sehr verändert. Wenn der Papst den Willen und die Fähigkeit hat, etwas zu lernen, so muß ihm der tiefe Fall einer durch das Papsttum zum höchsten Glanz gebrachten Aristokratenfamilie jenen Satz als unumstößlich vor Augen stellen. Im Jahre 1605 bestieg Camillo Borghese, aus einer armen bürgerlichen Familie Roms stammend, den päpstlichen Thron, ein strenger Herr, der sich Paul V. nannte, aber nicht den Apostel Paulus, sondern den Papst Gregor VII. zum Vorbild nahm. Bekannt ist seine Bulle, worin er alle die mit dem Bann bedrohte, „die eine Anordnung treffen, wodurch die Rechte des päpstlichen Stuhls direkt oder indirekt, ausdrücklich oder stillschweigend in Zweifel gezogen oder verletzt werden." Durch Paul V. ward die Familie Borghese eine der reichsten und angesehensten Roms, und schon der Schwestersohn des Papstes, Scipio Borghese, der im Auftrage seines Onkels in Rom großartige Bauten ausführte, erwarb kolossalen Reichtum. Damals entstand die allen Romfahrern wohlbekannte Villa Borghese mit ihrem großartigen Park und ihren unermeßlich wertvollen Kunstschätzen. Der erwähnte Park umfaßt eine Quadratmeile und war im Lauf der Jahrhunderte oft der Schauplatz glänzender römischer Feste, die an Pracht und Ueppigkeit mit den Festen der Kaiserzeit wetteiferten. Diese reiche Aristokratenfamilie, eine Hauptstütze des päpstlichen Thrones, ist von ihrer Höhe herabgesunken. In der Woche nach Ostern dieses Jahres wurden die Zierden jenes Palastes, Mobilien, Kunstsachen, Bilder u. s. w., Gegenstände, die der Reichtum im Lauf von drei Jahrhunderten gesammelt, öffentlich meistbietend verkauft. Die vornehme Welt Roms sowie Liebhaber aus aller Welt nahm kaufend und bietend an der Versteigerung teil. Das Fieber der Spekulationswut ergriff vor Jahren viele der durch Papstes Gnaden reich gewordenen Familien, der Krach blieb nicht aus, und er wurde sogar im Vatikan verspürt, denn auch in seine heiligen Räume war das unheilige Spekulationsfieber eingedrungen. Der Vatikan spekulirte in Aktien und verlor schließlich Millionen. Als Sündenbock hatte Monsignore Folchi zu leiden, der nach seiner Aussage nur die ihm gewordnen Aufträge ausführte. Auch gab der Vatikan Darlehen an wankende Aristokratenhäuser Roms und machte dabei die Erfahrung, daß die Mär vom Faß der Danaiden sich bisweilen in eine wahre Geschichte verwandelt. Man hält es im Vatikan nicht für schwierig, die verlornen Millionen zu ersetzen, und hofft auf einen goldnen Strom, der bei Anlaß des päpstlichen Bischofsjubiläums (19. Februar 1893) in die Gemächer der heiligen apostolischen Paläste hineingeleitet werden soll. Mit welchen Hoffnungen man sich in der Kurie trägt, erhellt aus der Thatsache, daß sie einem Riesenplan freudig zustimmte, den jüngst der Architekt P. Gentili schwarz auf weiß vorlegte. Darnach handelt es sich um einen auf dem Mons Janiculus zu errichtenden Kirchenbau von riesigen Dimensionen, sowie um eine Reihe für Bildungsanstalten bestimmter Bauten in der Umgebung jenes Riesentempels. Alles in allem sollen diese Bauten hundert Millionen (100 Millionen!) kosten und der Nachwelt den Ruhm des jetzigen Papstes melden. Sollte man im Vatikan die Geschichte vom babylonischen Turm vergessen haben, so wird vielleicht die Kollekte vom Fest der Himmelfahrt wie ein kalter Wasserstrahl wirken. Die Vorarbeiten für das erwähnte Jubiläum werden mit Eifer betrieben, die Pilgerzüge sollen schon im Oktober dieses Jahres beginnen und erst im Februar 1893 endigen. Alle Priester Italiens haben sich dahin geeinigt, daß jeder wöchentlich eine Messe für den Papst zelebrirt; die Hauptsache aber ist und bleibt der goldne Strom. Zu gleicher Zeit sind die Jesuiten mit umfangreichen Vorbereitungen für die Wahl eines neuen Ordensgenerals beschäftigt und bringen ihre Meßopfer dem heiligen Geist, daß dieser sie erleuchte, den rechten Mann zu wählen, der das Werk einer weitern Ausbreitung dieses Ordens und der fernern Festigung seiner Grundsätze fördern möge. Bekanntlich sind letztere ihrer zwei: Demut — d. h. unter der Bedingung, daß dieser Orden die erste Stelle behauptet — und Gehorsam gegen den Papst — d. h. unter der Voraussetzung, daß der Papst diesem Orden Gehorsam leistet.

In Rom hat sich viel verändert. Nicht nur muß der Papst dulden, daß sich dort stattliche Kirchen der Protestanten erheben, er muß sogar erleben, daß die Landesregierung ihnen besondre Gunst zuwendet. Soeben sind der Chiesa evangelica libera die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Als diese Botschaft dem Papst zu Ohren kam, soll er gesagt haben: „Möge Gott die Pläne der Protestanten zu nichte machen." Aus solchen Worten folgt, was der Papst thun würde, wenn er das ausführen könnte, wozu ihm die Macht fehlt. Frühere Päpste, wie Paul V., exkommunizirten die, die nach ihrer Meinung die Kirche schädigten. Warum exkommunizirt Leo XIII. nicht die, die der Chiesa libera jene Rechte verliehen? Niemand hindert den Papst, eine Exkommunikation auszusprechen, aber er erkennt, daß solcher Akt dem Vatikan nicht nützen, sondern nur schaden kann.

Was früher nie geschah, ist soeben geschehen: ein Priester, Amalfitano, hat die weltlichen Gerichte angerufen und eine Anklage wider einen Kardinal, Oreglia, wegen Verleumdung anhängig gemacht. Der Prozeß ward zur Enthüllung seltsamer Dinge; man erfuhr von einer Tyrannei, die oft von hohen Kirchenfürsten ausgeübt wird. Die Sentenz des Tribunals sprach den Kardinal nicht frei, sprach aber auch keine Verurteilung aus. Vergebens hatte der Vatikan versucht, jenen Priester von

der Anklage abzubringen. — So werden die Zeiten und Menschen in Rom anders. Hieran mahnte den Papst kürzlich der Tod eines vatikanischen Beamten, der keinen Nachfolger erhält. Ricci Consorti hieß dieser Mann, der im Jahre 1870 zum letztenmal als „Battistrada" fungirte, d. h. als solcher, der dem päpstlichen Wagen in den Straßen Roms vorangehen und in dessen Nähe Ordnung halten mußte. Ricci Consorti ist tot, der letzte Battistrada! T

Einiges aus der Diaspora und für die Diaspora

Während der Pastor Dux zu Crone a. d. B. (Posen) zu Mitteilungen auffordert, die einem Buche über die Diaspora zu gute kommen sollen, ist gleichzeitig der Dekan a. D. F. Majer in Biberach mit einem Büchlein hervorgetreten: Die Evangelische Diaspora, ihre Leiden und ihre Freuden (Stuttgart, Buchhandlung der Ev. Gesellschaft. 132 S.; 1 Mk.). Lange Jahre ist des Verfassers amtliche Fürsorge der Diaspora gewidmet gewesen, und da er nun im Amte nicht mehr für sie thätig sein kann, hat es ihn gedrängt, seine Erfahrungen niederzulegen in diesem nicht nur äußerlich wohlausgestatteten, sondern auch innerlich feinen, von einem guten Geiste erfüllten Schriftchen. Wenn es im Vorwort heißt, es enthalte kurz gesagt die Lebensgeschichte aller Diasporagemeinden, so beruht es doch allerdings durchaus auf den Erlebnissen der württembergischen Diaspora. Mit Recht aber wird hinzugefügt, daß, ob es auch namentlich für angehende Diasporapfarrer Interesse haben möge, es doch für alle evangelischen Christen bestimmt sei, in ihren Herzen eine immer größere Liebe für ihre zerstreuten Brüder und Schwestern zu wecken. Dazu können wir es freundlich empfehlen.

Der Titel zeigt den Aufbau. Zu den Diasporaleiden werden Entbehrungen, Schäden, Mühen gerechnet, zu den Diasporafreuden gehört die Kirchweihe, das Konfirmandenhaus, der Segen der Diaspora. Anläßlich der Mißlichkeiten, die für evangelische Kinder aus dem Besuche katholischer Schulen erwachsen, wird auch das angeführt, daß die Kinder einzelne Bibelsprüche in katholischer Uebersetzung lernen, z. B. den Weihnachtsgesang der himmlischen Heerscharen. Verfasser deutet an, daß er der katholischen Form nicht mehr ganz sicher sei, und in der That lautet sie nicht: Friede den Menschen auf Erden, „die eines guten Gewissens sind," sondern „die eines guten Willens sind."

Wenn Majer von den Mühen des Diasporapfarrers sagt:

> Wie viele Anstrengungen für seine Gesundheit nimmt er auf sich, besonders in der Winterszeit auf unsrer Hochebne, welche mit ihrem schneidig scharfen Ostwinde schon manchem Amtsbruder ein Kehlkopfleiden zugeführt hat,

so ist das ja richtig, aber es gilt doch nicht von dem Diasporapfarrer allein, sondern dieselbe Gefahr droht auch den Pfarrern im Gebirge, wenns zu den Haustaufen bergauf und bergab geht, und auch die Pfarrer in der norddeutschen Ebne, über die der Ostwind streicht, wissen davon zu erzählen.

Uebertritt und Mischehen spielen unter den Diasporaschäden natürlich eine besondre Rolle.

> Wohl giebt es, kann Verfasser S. 45 drastisch berichten, manche gemischte Ehen, welche gar keine Versuchung zum Uebertritt bieten; das sind die Ehen, in denen der Unfriede von Anfang bis zu Ende das Zepter führt. Von Anfang an, sage ich, weil mir ein Beispiel davon zu Gebote steht. Am Hochzeitstage betete der evangelische Mann den Abendsegen aus seinem Gebetbuche; die katholische Frau nahm ihm dasselbe und warf es ins Feuer. Nicht anders aber machte es auch der Mann mit den Andachtsbüchern, Rosenkranz u. s. w. seiner Frau. Das war der erste Tag einer gemischten Ehe, und am andern Tage kauften Mann und Weib wieder, was sie sich gegenseitig verbrannt hatten! Dieses der Anfang; nun aber auch ein Beispiel von dem Ende einer gemischten Ehe. Als der katholische Mann im Sterben lag, rief er seiner Frau noch als Abschiedsgruß zu: „Euer Luther ist doch in der Hölle!" Die evangelische Frau rief ihm noch in die Ewigkeit nach: „Dann wirst du ihn bald dort sehen!" In solcher Ehe ist keine Gefahr vorhanden, daß das eine das andre zum Uebertritt bewegt. . . .

Nicht völlig verstanden habe ich die Aeußerungen über Uebertritte S. 54 f.:

> Dennoch muß bei Uebertritten alle Christen das Gefühl einer gewissen Unsicherheit im innern und äußern Bestande der Kirche überkommen, und allmählich sollte die klare Erkenntnis durchbrechen, daß, wenn manchen auch ein Pflichtgefühl treibt, andre für seinen eignen Glauben zu gewinnen, dieser Pflichteifer eben ein falscher ist.

Das kann doch nicht schlechtweg und nur von schlechter, äußerlicher Proselytenmacherei gelten. Es schiene allenfalls verständlich, wenn sichs, wie der Zusammenhang an die Hand geben konnte, nur gegen die katholische Praxis im Sinne jesuitischer Propaganda richten sollte. Aber S. 56 heißt es:

> Möchten doch die Evangelischen und Katholiken immer mehr in dem Entschlusse sich vereinigen, daß jeder Teil in seiner Weise den Uebertritten ein Ziel setzen solle.

Ein katholischer Geistlicher, wie ihn Dekan Majer rühmt, der jeden Evangelischen, der mit Bitte um Aufnahme in die römische Kirche zu ihm kam, kurzweg abwies: er solle bleiben, was er sei; er nehme keinen Konvertiten an — ist jedenfalls eine seltne, ja rätselhafte Erscheinung. Ganz gewiß wird in vielen Fällen — wo der faule Grund deutlich zu Tage tritt — der evangelische Geistliche und auch wohl mancher verständige katholische Geistliche jenes: „Bleib, wo du bist" sprechen und zu sprechen haben. Aber sollen die Goßner und Sedlnitzky römisch bleiben müssen, weil sie es einmal sind? Soll ich dem Manne, der seit der Unfehlbarkeitserklärung mit seiner Kirche zerfallen ist, oder der Frau, die seit Jahren im evangelischen Gottesdienst größere Erbauung findet, ohne weiteres die Thür weisen?

Aber vielleicht habe ich den verehrten Verfasser nicht klar verstanden. Indessen gerade aus dem zuletzt Berührten mag entnommen werden, daß durch das ganze Heftchen ein gewisser Ton des Friedens weht. Es legt sich dabei die Frage nahe: wie soll sich der Diasporapfarrer im konfessionellen Gegensatze verhalten? Als ein junger Pfarrer in die Diaspora ausgesandt wurde, gaben ihm zwei Berliner Kirchenmänner einen Rat. Der eine Rat lautete: „Nur nicht, nur ja nicht, nur keinenfalls polemisiren!" Die Befolgung hätte den jungen Pfarrer in einem Augenblick, wo die Gemeinde einen hellen Ton der Posaune zu erwarten das höchste Recht hatte, um Ehre und Reputation, mindestens um das Vertrauen gebracht. Der andre Rat hieß: „Ruhig an sich halten; als junger Mann meint man oft, bei berechtigtster Entrüstung, der Moment zum Losschlagen sei gekommen; immer doch wieder ruhig erwägen, ob er auch wirklich gekommen ist." Der Rat war gut: man soll keinen Turm bauen, ohne die Kosten zu überschlagen; viel weniger soll man in der Diaspora einen Streit anfangen, ohne zu wissen, ob mans auch hat hinauszuführen.

Dies aber führt auf ein Weiteres, und ich berühre damit einige Punkte, auf die Majer nicht näher eingegangen ist. Es soll dem Diasporahirten nicht an Weide für seine Herde und nicht an Waffen, sie zu schützen, gebrechen. Das will sagen, er bedarf einer ordentlichen Bibliothek, für sich, für die Gemeinde. Ist überall eine Gemeindebibliothek not, die gute und gesunde Speise darbietet, sei es, um falsche, vergiftende Lektüre fernzuhalten, sei es zur Förderung der Bildung überhaupt und christlicher Gesinnung und Gesittung insbesondere, so erscheint eine solche und immerhin wieder eigenartige für die Diasporagemeinde noch viel notwendiger. Und es ist nur erwünscht, ja dringlich, daß sich da etwas sammelt, auch der Pfarrer für sich da etwas findet. Da recht eigentlich gehören die Veröffentlichungen des Reformationsgeschichtsvereins, des Evangelischen Bundes hin, und beide Vereine sollten auch die Ausstattung der Diasporabibliotheken unter der nötigen Sicherstellung in den Kreis ihrer Ziele aufnehmen. Denn oft, und zumal in einer Zeit, wo die Feindschaft Luther nicht einmal ruhig sterben lassen kann, geschweige denn an seiner Bibelübersetzung ein gutes Haar läßt, muß der Pfarrer die Gemeindeglieder sofort mit der entsprechenden Abwehr zu versehen imstande und er selbst wohl und schlagfertig informirt sein. Selbstverständlich darf es an apologetischen und patriotischen Schriften nicht fehlen. Eine persönliche Erinnerung drängt sich mir hier auf. Es war in der Kriegszeit 1870. Die Augusttage brachten die großen Schlachten, der Schwäbische Merkur die täglichen Berichte über die Kämpfe um Metz mit ihrer unendlichen Spannung. Im Landeshospital lag ein evangelischer Knecht, dem ein Bein hatte amputirt werden müssen. Langsam strich die Zeit dahin. Wenn ich meinen Merkur gelesen hatte, dann brachte ich ihn dem Manne. Mit leuchtenden Blicken empfing er mich und buchstabirte dann an dem Blatt. Gelegentlich erzählte er, die

pflegenden Nonnen sähen es nicht gern; doch das störe ihn nicht. Mir sind diese Nonnen allerdings immer vollendet höflich gewesen.

Gleichwohl wünsche ich jedem Diasporapfarrer, um hier nicht mehr davon zu sagen, eine Gemeindediakonissin an die Seite, und das Diakonissenhaus zu Schwäbisch-Hall sollte längst mehr Unterstützung gefunden haben. Haben unsre Millionäre, unsre Großindustriellen nicht mehr dafür übrig?

Aber von den Büchern komme ich noch auf ein Buch, das Gesangbuch. Wie wünschenswert ist es doch, wenn es in der Diaspora leicht und billig erhältlich ist, daß man auch die zuziehende Dienstmagd, den einwandernden Dienstknecht auffordern kann, es sich zu beschaffen, oder es ohne viel Umstände ihm in die Hand geben kann! In dieser Hinsicht empfiehlt sich das Militärgesangbuch für das deutsche Heer — wie es also jedem evangelischen Soldaten bekannt ist — besonders; für 30 oder 40 Pfennige ist es zu erstehen, und welcher Pastor läßt im Jahre 150 Lieder singen?

Noch von einem andern Buche sei die Rede. In großen Gemeinden ist es nicht möglich durchzuführen; aber der Diasporapfarrer soll nicht ermangeln, neben dem Kirchenbuch zur Eintragung von Kasualien ein ordentliches Familienregister zu halten und treu zu ergänzen; es ist für ihn und vielleicht noch mehr für den Nachfolger ein großer Schatz.

„Das Konfirmandenhaus — mit diesem Worte ist uns eine große Diasporafreude erschlossen." Majer hat dabei das Martinshaus zu Altshausen in Württemberg im Auge. Es war auf der jährlichen Diasporakonferenz in Friedrichshafen am 5. September 1882, wo der Beschluß seiner Gründung gefaßt wurde.

Ueber dem schönen Bodensee hing an diesem Tage der Himmel voll Wolken, und sie ergossen sich vom Morgen bis zum Abend in wahren Strömen. Wir aber saßen, ohne auf das zu achten, was da draußen vorging, voll Ernstes und Eifers bei einander in der Beratung der wichtigen Angelegenheit, die uns nicht ließ, bis sie zur Entscheidung kam.

Am 2. Januar 1883 fing man in einer Mietwohnung mit zehn Kindern an; schon am Luthertage des Jahres konnten dreißig Kinder aufgenommen werden, und am 11. November wurde das „Martinshaus" eingeweiht. Am 6. August 1889 durfte man zur Einweihung eines zweiten Hauses schreiten, sodaß der Doppelbau nun für sechzig Kinder vom zwölften Lebensjahre an — die Knaben in dem einen, die Mädchen in dem andern Hause — Raum bietet. Nach den neuesten Mitteilungen des Zentralvorstandes hat die Anstalt vom Gustav-Adolf-Verein bisher 60457 Mk. erhalten; die Gesamtschuld beträgt noch 14000 Mk.; die jährlichen Unterhaltungskosten über 9000 Mk. „Gedenket auch fernerhin," ruft Majer, „mit der bisherigen Liebe unsrer Diasporakonfirmanden und ziehet die Hand von unserm Martinshause nicht ab." Wenn er es dabei das einzige Konfirmandenhaus in Süddeutschland nennt, so ist nicht außer acht zu lassen, daß von Nürnberg aus man sich bemüht, für die bayrische Oberpfalz und Niederbayern eine Konfirmandenanstalt ins Leben zu rufen. Den Grundstein dafür bilden der Ueberschuß vom großen Nürnberger Gustav-Adolfsfest (2155 Mk.), ferner die dazu seitens des dortigen Zweig- und Frauenvereins ausgeworfenen Garantiefonds von je 1000 Mk.; Summa also 4155 Mk., und seither eingekommene Gaben, alles in allem bisher 14404 Mk. Da gehört also noch viel dazu.

Am Schluße seines Büchleins spricht anhangsweise Majer noch einen Gedanken aus, den er schon länger in sich trage, nämlich den der Gründung einer Diaspora-Zeitschrift, die zugleich Diasporageistlichen Gelegenheit gäbe, die Entstehung und Geschichte ihrer Gemeinden darzustellen, sodaß dies eine reiche Diasporachronik ergäbe. Allein dergleichen läßt sich teils auch in andrer Form bringen, teils sind schon die verschiednen Gustav-Adolfboten reich an solchen Materialien, insonderheit unter Terlindens umsichtiger Leitung das Rheinisch-Westfälische Gustav-Adolfblatt, dem wir eine Verbreitung über ganz Deutschland wünschen möchten. Es ist wohlfeil genug dazu. H

Verschiedenes

(Illustrirte Hausbibel) von D. R. Pfleiderer. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. Die Ungeduldigen, die keine Ahnung davon hatten, mit welchen Schwierigkeiten oft die Beschaffung eines einzigen Bildes verbunden ist, werden jetzt beruhigt sein. Die letzten Lieferungen sind sich in einem raschern Tempo gefolgt, und mit der 50. schließt nun der erste Band, den Lieferungen nach die Hälfte des Werkes. Für die folgenden Lieferungen, die Lehrbücher und die Propheten und das Neue Testament, fällt die Hauptschwierigkeit weg, da sie selbstverständlich nicht so vieler Illustrationen bedürfen wie die Geschichtsbücher. Das Prinzip, die Kunst in den Dienst der Bibel zu stellen, ist auch in den spätern Lieferungen rein durchgeführt. Alles, was nur auf Effekt berechnet ist, worin der Grundcharakter der Doréschen Bilderbibel besteht, ist sorgfältig vermieden. Andrerseits konnte in dem Schnorrschen Bildercyklus eine gewisse Einseitigkeit nicht vermieden werden. Die Mitte zwischen beiden hält die Pfleidererſche Bilderbibel, indem sie aus allen Malerschulen die Bilder sammelt, die biblischen Geist atmen. So zieht sich denn auch wie ein roter Faden die Benützung der verschiednen alten Bilderbibeln durch das ganze Werk hindurch.

Um eine Vorstellung von dem Bilderreichtum des Werkes zu geben, bemerken wir, daß im ersten Buch Moses, abgesehen von den Vollbildern, 50 Illustrationen vorgeführt sind, im zweiten 27, im dritten 8, im vierten 16, im fünften 10, im Buche Josua 11, im Buche der Richter 10, im Buche Ruth 2, in den Büchern Samuelis 29, in den Büchern der Könige 31, in den letzten Bücher 16; dazu kommen noch 52 Vollbilder. Bei der italienischen Schule sind die Bilder vorzugsweise ihrer Blütezeit entnommen, einige auch der Frührenaissance, der venetianischen Schule und dem siebzehnten Jahrhundert. Die Mehrzahl der Bilder haben natürlich die deutsche und die niederländische Schule geliefert, weil sie dem Bibelverständnis am nächsten stehen, und zwar die erstern vorzugsweise aus dem sechzehnten Jahrhundert, darunter aus fünf verschiednen Lutherbibeln, die letztern auch aus dem siebzehnten Jahrhundert, wo Rubens und Rembrandt als Sterne erster Größe hervorglänzen. Dann haben vereinzelte Künstler aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Beiträge geliefert und darunter auch zwei Franzosen. Endlich kommen auch noch Meister aus dem neunzehnten Jahrhundert hinzu, besonders Overbeck, Schnorr und Kaulbach. W G

(Die evangelische Volksschülerbibliothek) Ein Musterverzeichnis von Jugend- und Volksschriften. 1892. Berlin W, Mitscher und Röstell, Jägerstr. 61a.

In unsrer Zeit, wo unserm Volke, den Jungen wie den Alten, vielfach ein wahrer Wust ungesunder, das innere Gemütsleben zersetzender oder doch mindestens charakterloser Lektüre in die Hände gespielt wird, und wo das Volk bei aller Höhe geistiger Bildung, auf der es im allgemeinen steht, sich immer noch nicht abgewöhnt hat, alles Gedruckte, eben weil es gedruckt ist, als ein Evangelium zu achten, darf das bezügliche Unternehmen schon aus diesem Grunde einer rechtzeitigen Beachtung empfohlen werden. Wie viel mehr, wenn es sich herausstellt, daß die hier gegebne Auswahl auf Grundsätzen zu beruhen scheint, die einen freien und umfassenden Geist evangelischer Lebensauffassung atmen! Ist es auch in erster Linie auf Bildung von Jugend-, speziell evangelischen Volksschülerbibliotheken abgesehen, so kann die Zusammenstellung doch auch in umfassenderm Sinne denen, die um Beschaffung guter und gesunder evangelischer Lektüre auch für die Erwachsenen unsers „Volkes" aus Berufspflicht oder freiem Willen bemüht sind, die Richtlinien weisen. Ich denke hierbei an die ins Auge zu fassende Einrichtung von Fabrikbibliotheken, die, freilich unter Berücksichtigung der jeweiligen besondern Umstände, den Versuch lohnen müßte, sowie an die zweckmäßige Verteilung derartiger Schriften in Kasernen und Militärbildungsanstalten, wo die Leute vielfach gern bereit sind, ihre dienstfreie Zeit einer gesunden Lektüre zu widmen. Schriften rein religiösen Inhalts, um deren Verbreitung man sich bereits bemüht, reichen hier vielfach nicht aus.

In verschiednen Spalten wird in dem Katalog außer Titel, Preis und laufender Nummer links die für zweckmäßig erachtete Altersstufe und werden rechts bewährte fachmännische Urteile, meist von Lehrervereinen angeführt, die sich auf Inhalt, sowie auf den erziehlichen und auch religiösen Wert des betreffenden Büchleins erstrecken, ohne sämtlich in empfehlendem Tone gehalten zu sein, und denen man die sorgfältige und vorsichtige Auswahl anmerkt. Eben dadurch wird der Katalog zur Handhabe für solche, die hier nach Rat ausschauen, denen aber Studiengang oder Berufsgeschäfte nicht Zeit und Gelegenheit geben, auf Grund eigner Prüfung im einzelnen Falle ein Volksbüchlein zu empfehlen oder seine Anschaffung zu veranlassen. Und andern kann dadurch eine Handhabe zur Nachprüfung gegeben werden. Der Katalog, dem übrigens ein Anerkennungsschreiben des preußischen Unterrichtsministeriums vorgedruckt ist, zerfällt in mehrere Abschnitte, von denen die beiden ersten (1. geschichtliche Erzählungen und Lebensbilder, 2. Erzählungen) besondres Interesse verdienen. Ermöglicht doch gerade die Betrachtung geschichtlicher Persönlichkeiten und Lebensbilder aus Vergangenheit und Gegenwart auf den verschiednen Lebensgebieten, vor allem auch auf dem religiöser Erfahrungen, an ihrem Teile die Pflege der Eigenart, die zur „Entwicklung und freien Entfaltung der in den Menschen gelegten Kräfte" dienen kann, wo auch der beste Schulunterricht vermöge der für ihn bestehenden Grenzen, aber (leider!) vielfach auch die Familienerziehung nicht ausreichen. Denn für die Selbsterziehung bedarf es, gerade nach evangelischen Grundsätzen, der Aufmerksamkeit auf Individualitäten, die der eignen Gemütsrichtung entsprechen, und aus denen der einzelne sich das „assimilirt," was der eignen Entwicklung am förderlichsten ist. Auf die innern Motive zu achten, die Selbstbeobachtung zu schärfen, diese Zucht will in unsrer Zeit besonders geübt sein! Lassen wir uns doch auf diesem Gebiete nicht von der Sozialdemokratie beschämen, die die Ver-

breitung von Jugendschriften sich neuerdings mit scharfem Blick zur Aufgabe gemacht hat, und gesunde Schriften in unser Volk hineinzutragen in den weitesten Schichten nicht müde werden, da an ihnen die Jugend sich ihre Ideale bildet, die sich oft auch das Alter gern in die Erinnerung zurückruft. Zur Erleichterung hat die genannte Buchhandlung die Vertreibung einer „Musterbibliothek in Grundstöcken" ermöglicht. Hoffentlich ist sie dadurch auch bald in den Stand gesetzt, einzelne Schriften billiger als bisher zu beschaffen. E H

(Die evangelische Christenheit und die Juden) von J. F. A. de le Roi. Auf dem weiten Gebiete der Judenmission mit seinen über die Erde zerstreuten Missionsstationen und unter den meist in stiller Verborgenheit wirkenden Judenmissionsgesellschaften sich zu orientiren, war bisher für jeden, der nicht Missionsmann von Fach war, nahezu unmöglich, und auch die im Missionsbetriebe Stehenden kamen infolge mangelnden Ueberblicks leicht in Gefahr, eine auf dem Missionsfelde am wenigsten angezeigte Kirchturmspolitik zu treiben, bei der über den Kreis der eignen Gesellschaft nicht hinausgesehen wurde und nahezu der Schein erweckt, als gäbe es keine andre oder doch keine andre rechte Mission unter Israel als die eigne. Auch der mit einem Vortrag über Judenmission Beschäftigte geriet in bittere Verlegenheit, wenn er seinem Material eine breitere Grundlage zu geben beabsichtigte. Allen solchen Mißständen wird entgegengewirkt durch das jünst zur Vollendung gekommene Werk von Lic. J. F. A. de le Roi (jetzt Pfarrer in Elberfeld, früher im Dienst der Londoner Judenmission in Breslau) mit dem Titel „Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet," H. Reuther, Berlin, Bd. I (1884), Mk. 7; Bd. II (1891), Mk. 5,80; Bd. III (1892), Mk. 7,50 (alle drei Bände zusammen Mk. 17,50).

Der erste Band behandelt die Zeit von der Reformation bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, der zweite Band die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts und die Geschichte dieses Jahrhunderts bis zur unmittelbaren Gegenwart, aber mit Ausschluß Großbritanniens und der außereuropäischen Länder, mit denen der dritte Band sich befaßt. Nicht bloß eine Geschichte der Judenmission wird von de le Roi geboten, sondern, dem Titel des Werkes entsprechend, eine Geschichte der gesamten Beziehungen der evangelischen Christenheit zu den Juden, die ja nicht nur zur Erscheinung kommen in der Arbeit besondrer Missionsgesellschaften, sondern ebenso in dem ganzen den Juden geltenden Verhalten der christlichen Gemeinde, sodaß z. B. eine Geschichte des Antisemitismus nicht fehlen dürfte. Auf der andern Seite ist auch das Verhalten der Juden zum evangelischen Christentum in seinem ganzen Umfang ins Auge gefaßt, was sich besonders darin ausdrückt, daß nicht nur die Proselyten der Mission, sondern die überhaupt aus der Synagoge der Kirche zugekommenen neuen Mitglieder in langer Reihe und mit Mitteilung von zuverlässigem biographischem Material dem Leser vorgeführt werden.

Die kirchliche und theologische Stellung des Verfassers ist bei aller Weitherzigkeit eine spezifisch lutherische. Jede Sonderstellung Israels, auch des sich bekehrenden, lehnt er ab und sieht im Anschluß der christgläubigen Juden an die bestehende heidenchristliche Kirche die für die Gegenwart geltende göttliche Ordnung. Auch die Verquickung des Missionswerkes mit nationaljüdischen Bestrebungen bezeichnet er auf Grund der aus dem Geschick derartiger Bestrebungen in der Vergangenheit zu entnehmenden Belehrung als verfehlt, und hält daran fest, daß die Mission nichts andres als die Botschaft von Christo als dem Heiland der Welt den Juden zu bringen habe. Die Schäden, an denen das Judentum krankt, werden in rückhaltsloser, aber nicht liebloser Weise aufgedeckt, auch eine falsche Glorifizirung der Judenmission liegt dem Verfasser fern. Eine frische und gesunde Luft weht aus seinem Werke dem Leser entgegen. Die Nüchternheit und die Plerophorie des Glaubens erscheinen in der ihnen zukommenden Verbindung. Diese erste, alles früher von Steger, Plitt, Calkar Geleistete in den Schatten stellende, umfassende Geschichte der Mission der evangelischen Kirche an Israel ist eine nicht zu überhörende Mahnung an die evangelische Christenheit, dieser von ihr zu übenden Thätigkeit die ihr gebührende Aufmerksamkeit — nicht mehr als dies, aber auch nicht weniger als dies — zuzuwenden, sie mahnt aber auch die, in deren Händen vorzugsweise die Pflege der Beziehungen zwischen Kirche und Synagoge liegt, in Selbstzucht ihr Werk zu treiben und mit sorgfältiger Beachtung der von der heiligen Schrift dem Werke gesteckten hohen Ziele und engen Schranken. D

(Vierter allgemeiner Friedenskongreß) Auf dem Friedenskongreß im November vorigen Jahres zu Rom wurde beschlossen, die nächste Versammlung vom 22. bis 27. August 1892 in Bern (Schweiz) abzuhalten. Bereits ist daselbst das provisorische internationale Büreau in voller Thätigkeit, um die Vorarbeiten zu erledigen. Folgende Vorschläge sind zur Beratung aufgestellt und mit der Bitte an alle sich dafür Interessirenden ausgesandt, Bemerkungen oder Veränderungen bis zum 15. Juni an Mr. Elie Ducommun, Ehrensekretär des Friedensbüreaus, gelangen zu lassen (Berne, Bureau international de la Paix). 1. Bericht über Ausführung der Beschlüsse des dritten Kongresses; 2. Bericht über Gründung, Gang und Hilfsquellen des internationalen Friedensbüreaus und Bestimmung über seine künftige Entwicklung; 3. Einnahme, Ausgabe und Anordnung des internationalen Büreaus; 4. Welches sind die Hauptgrundlagen, auf denen der Begriff der Nationalität beruht: Rasse, Sprache, Ueberlieferung? 5. Gründung eines europäischen Bündnisses in Rücksicht auf das Völkerrecht; 6. Fragen bezüglich der Vollziehung internationaler schiedsgerichtlicher Urteile (Bericht der internationalen Liga des Friedens vom 31. August 1890 und Abhandlung des Amerikaners Mr. Blymyer); 7. Fragen über die Neutralisirung der vom Handel benutzten Land- und Meerengen; 8. Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, worin er allen andern Staaten die Beschlüsse des amerikanischen Kongresses mitteilt, durch die jener Kongreß den Wunsch ausspricht, daß dauernde Schiedsgerichtsverträge mit andern Nationen geschlossen werden möchten; 9. Aufruf an die Völker zur Gründung eines allgemeinen europäischen Komitees nebst Lokalkomitees hinsichtlich einer allgemeinen Petition zu Gunsten des Friedens; 10. Beratung über ein Bündnis aller Friedensgesellschaften (Beschluß vom Kongreß 1884); 11. Beziehungen mit der interparlamentarischen Konferenz; 12. Gründung einer internationalen Verbindung der Staaten, die sich des Friedensbüreaus als Geschäftsstelle für Statistik und Erkundigungen bedienen wollen. M F-L

(Zur Teufelsaustreibung in Bayern) Im Verlage von Hugo Klein in Barmen erscheint demnächst: „Am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Eine Teufelsaustreibung in Bayern." Auf Grund erster authentischer kirchlicher Urkunden wird hier, wie wir hören, der ganze denkwürdige Wendinger Vorgang der Oeffentlichkeit übergeben. Die Schilderung von dem Verfahren des Kapuzinerpaters erinnert an Vorkommnisse der finstersten Zeit blödesten Aberglaubens in Deutschland.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Herzliche Bitte

Die evangelische Diasporagemeinde zu Reinerz, welche auf 5 Quadratmeilen in 33 Ortschaften unter 17000 Katholiken 400 Seelen zählt, ersehnt seit langer Zeit den Ausbau ihres Gotteshauses.

Es fehlt letzterm eine Sakristei, ferner ein Turm, der den oft meilenweit entfernt wohnenden Gemeindegliedern bei ihrem Kirchgang als ein zu Gott weisendes Ziel entgegenwinkt. Das Kirchendach ist äußerst schadhaft und bedarf dringend der Erneuerung, die Orgel ist schlecht, kurz die ganze Kirche, vor 40 Jahren als Erstlingswerk des schlesischen Gustav-Adolfs-Vereins leider unvollständig erbaut, ist äußerlich und innerlich derart, daß sie die Würde des evangelisch-deutschen Christentums hier in der Diaspora und an der Grenze des Reiches vor den einheimischen Katholiken und den vielen Fremden und Ausländern, die unsern Badeort besuchen, darunter auch vielen griechisch-katholischen Christen, schlecht vertritt.

Unsre Gemeinde ist leider zu arm und zu klein, um diesem Mangel, der ihr in ihrer Vereinsamung nur allzu fühlbar ist, abzuhelfen. Seit mehreren Jahren hat sie in ihrer Mitte, unter den Badegästen, unter auswärtigen Freunden gesammelt, schon ist der Baufonds auf 6000 Mark angewachsen, aber das genügt nicht. Noch etwa 9000 Mark sind nötig, um das Werk zu vollenden.

Lieber Leser, reich' auch Du dazu einen Baustein dar, und sei's nur ein Witwenschärflein, thu' auch Du Deinen Teil, um die Ehre unsrer evangelischen Kirche hier in der Zerstreuung zu wahren! Der Herr wird Dir vergelten, was Du um Seinetwillen thust.

Reinerz, im Mai 1892.

Das Komitee
zum Ausbau des evangelischen Gotteshauses,
J. A.:
Klein, Pastor.

Der „Bund vom Weißen Kreuz"

bezweckt die Vereinigung zu gegenseitiger Befestigung und Förderung christlicher Männer und Jünglinge, die ein sittliches Leben zu führen gewillt sind. Anfang 1890 trat zuerst im christlichen Verein junger Männer in Berlin eine Anzahl junger Leute mit diesem Gelübde zusammen. Bald entstanden auch in mehreren Berliner Jünglingsvereinen eben solche Kreise. Seitdem ist diese Bewegung in gesegneter Weise still weiter gewachsen. Ueber das ganze deutsche Vaterland sind die 2500 Mitglieder des weißen Kreuzes verbreitet, die man am 1. April 1892 bereits zählte. Der alleinstehende Baum wird leichter vom Sturme geworfen als der im schützenden und geschlossenen Bestande. Rat und Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Bundes vom Weißen Kreuz, Berlin S. W., Oranienstraße 104 I. Daselbst können auch zu 10 Pfg. fürs Stück einschlägige Schriften, wie „Das weiße Kreuz," „Ein Wort an junge Männer," und Mitgliedskarten bezogen werden.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zur sozialen Bewegung im heutigen England

von **Julius Werner.**

Preis **1,20 Mk.**

(Kirchl. Zeit- und Streitfragen. Her. v. **Dr. O. Pohl.** H. 6.)

Hadersleben **Johannes Dreesen**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Rehtwisch & Seeler in Berlin